MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81173-3

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

KOBLER, A.

TITLE:

CHRISTLICHE COMMUNISMUS IN DEN...

PLACE:

WURZBURG

DATE:

1877

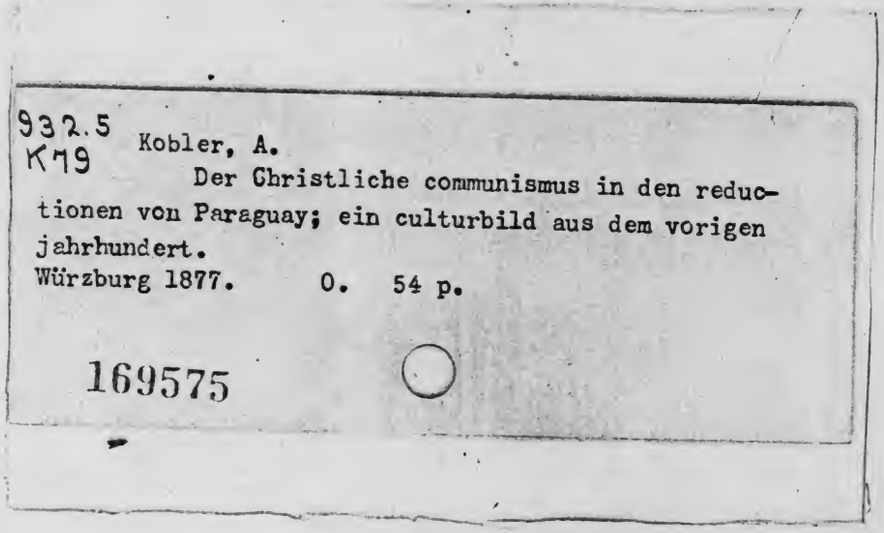
Master Negative #

93-81173-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

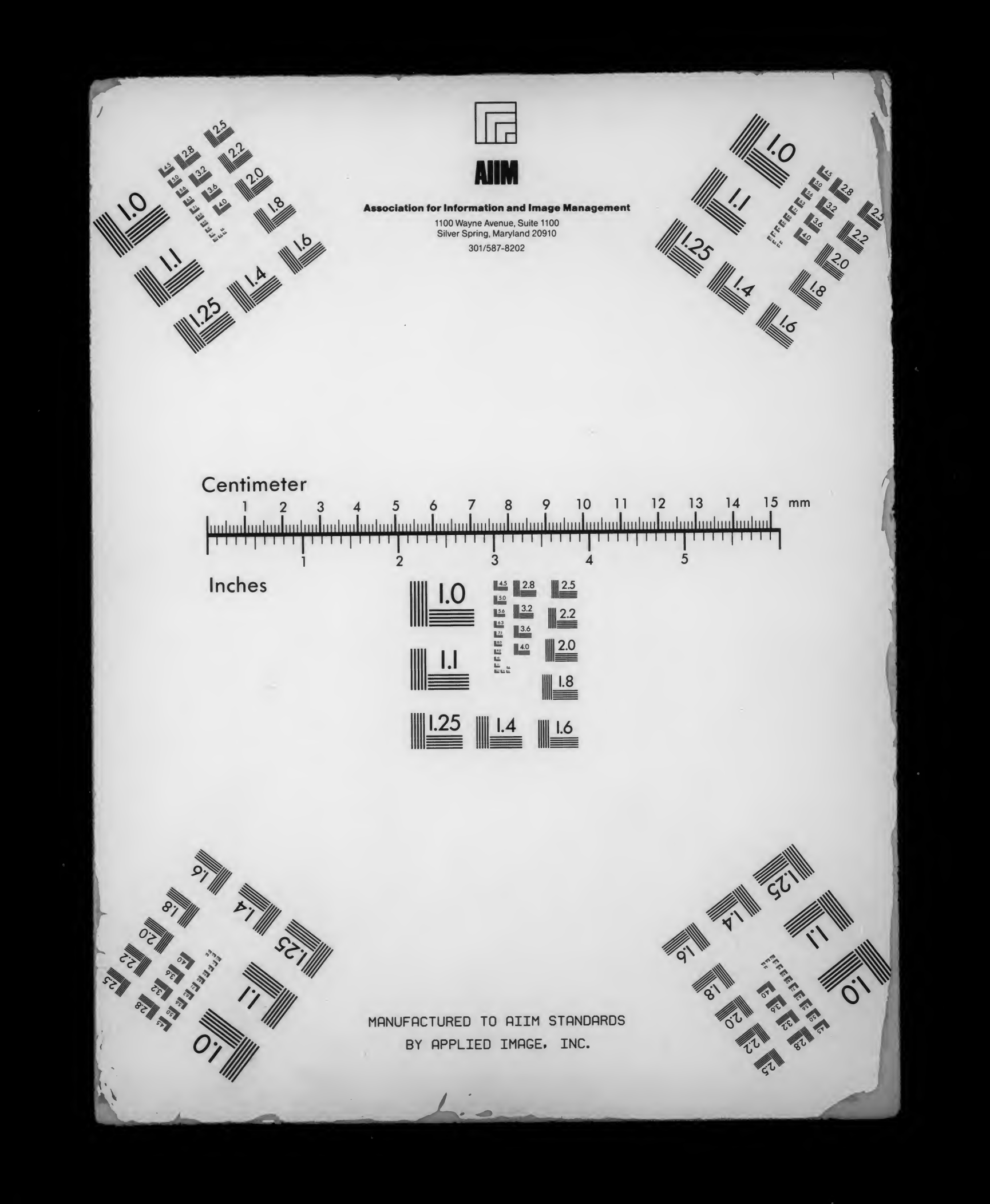
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 3-17-93 INITIALS BE
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

932.5-K79

932.5 K79

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1900
Given anonymously

Der christliche Communismus

in den

Reductionen von Paraguay.

Ein

Culturbild aus dem vorigen Jahrhundert

von

A. Kobler, S. J.

Würzburg 1877.

Leo Woerl'sche Buch- und kirchliche Kunstverlagshandlung.

Agentur von Leo Woerl in Wien.

J.E.13. Aug. 6, 1901

Die Welt steht gegenwärtig vor einer Frage, von deren Lösung nicht blos das Wohl oder Weh von Millionen, sondern selbst der Fortbestand oder Untergang so mancher, wenn nicht aller Staaten Europa's abhängt: es ist dies die sociale Frage, und das Unglück dabei ist, daß man glaubt, sie ohne Beihilfe der Religion, d. h. ohne die Kirche und ohne Gott beseitigen zu können. Tausend Mittel und Wege zur Lösung dieser wichtigsten Frage auf dem Gebiete der inneren Politik werden vorgeschlagen und zum Theil versucht, gleichwohl läßt das drohende Unheil sich nicht beschwören, es nimmt vielmehr mit jedem Tag eine schrecklichere Gestalt an, je länger man die gottlosen Experimente fortzusetzen beliebt. Dagegen hat die katholische Kirche durch ihre Diener bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten eine wirkliche Lösung der socialen Frage gegeben und zwar unter Umständen und in einer Weise, daß man mit Zuversicht sollte erwarten dürfen, so sehr auch die Umstände sich geändert haben, es würde ihr ein solches Werk noch einmal gelingen, wenn man ihr anders jene Freiheit gestatten wollte, welche sie hiezu allerdings bedarf.

Es war nämlich am Anfange des 17. Jahrhunderts, als es den Jesuiten im südlichen Amerika nach wiederholten Versuchen und bei der den dortigen Indianern eigenen Freiheitsliebe und Wanderlust mit unsäglicher Mühe gelang, einige Indianerhäuptlinge am oberen Uruguay mit ihren Stammesgenossen zum Stehen zu bringen und mit ihnen die erste Niederlassung oder Reduction unter den Guaraniern zu gründen; sie gaben derselben den Namen Loretto. Theils auf solche Weise, durch Bekehrung und Ansiedlung heidnischer Indianer, theils auch durch Ableger aus bereits bestehenden und schon zu volkreich gewordenen Niederlassungen entstanden im Laufe der Zeit jene 30

313158

guaranischen Reductionen, welche den sogenannten Jesuitenstaat[1]) bildeten und deren Einrichtung und Verfassung wir etwas näher kennen lernen wollen, um zu sehen, welche Macht die katholische Religion selbst auf die rohesten Gemüther auszuüben vermag und wie sich an einem ganzen Volke das Wort der ewigen Wahrheit erfüllte: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles Uebrige wird euch beigegeben werden." Vorerst jedoch wollen wir die Geschichte der Gründung einer neuen Reduction vornehmen und zwar aus der Zeit fast mitten zwischen dem Beginn und dem Verfall der guaranischen Missionen, der schließlich durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu herbeigeführt wurde.

Im Jahre 1697 erhielt P. Anton Sepp, ein Tiroler von Geburt, der schon längere Zeit unter den Guaraniern gewirkt hatte, von seinem Provincial den Auftrag, die Reduction St. Michael,[2]) welche bereits übergroß geworden war, abzutheilen und mit den freiwillig ihm folgenden Bewohnern derselben eine neue Niederlassung zu gründen: 21 Kaziken mit ihren Familien und Untergebenen, etwa 3000 Seelen, erklärten sich bereit, mit ihm zu ziehen und einen neuen Wohnplatz suchen zu wollen. Am 13. Sept. des genannten Jahres zog P. Sepp mit den 21 Kaziken und vielen ihrer Untergebenen, und begleitet von den Missionären der nächstgelegenen Reduction St. Lorenz, in feierlichster Weise aus. Alle zu Pferde, wie natürlich, — denn der Indianer macht kaum einen Weg von 500 Schritten zu Fuß, — und noch ehe die Sonne unterging, nachdem sie etwa 4 Meilen weit geritten, gelangten sie an den Fuß eines waldbewachsenen Hügels; die Gegend gefiel Allen so wohl, daß sogleich der Entschluß gefaßt wurde, hier die neue Reduction anzulegen. Die erste Nacht ward noch am Fuße des Hügels zugebracht; am nächsten Tag aber, dem 14. September, an welchem die Kirche das Fest der Kreuzerhöhung feiert, stiegen die Neuangekommenen den Hügel

[1]) Wir sagen „den sog. Jesuitenstaat"; es ist lächerlich, etliche 30 lose zusammenhängende Dörfer einen Staat nennen zu wollen, besonders wenn sie bereits einem Staate angehören, in welchem, wie man zu sagen pflegte, die Sonne niemals unterging.

[2]) Eine Schilderung der gegenwärtigen Ruinen dieser einst so berühmten Reduction in der illustrirten Monatsschrift: „Die katholischen Missionen." Juli 1876. Nr. 7. S. 139.

hinan und errichteten auf der Höhe desselben ein mächtiges Kreuz zum Zeichen der Besitznahme dieser Gegend für Christus und seinen heiligen Dienst: als das Kreuz errichtet war, fielen Alle auf die Kniee, um es zu verehren, und unter feierlicher Musikbegleitung wurde das Te Deum gesungen. Dies der Beginn der neuen Reduction, welche den Namen St. Johannes Baptista erhielt.[1])

Das Erste, was nun geschah, war die Vertheilung des Bodens unter die Kaziken, welche hinwiederum eine neue Vertheilung unter die ihnen zuständigen Familien vorzunehmen hatten; die Grenzmarken bildeten kleine Kreuze und jeder Besitz wurde eigens gesegnet. Dann vertheilte P. Sepp etwa 100 Aexte, die er mitgebracht, an seine Indianer, damit sie den Wald lichten, das nöthige Bauholz fällen und einigen Boden zur ersten Aussaat gewinnen möchten. Zur Bestellung des Feldes erhielt Jeder ein Paar Ochsen; namentlich wurde Mais gebaut, welcher eine Hauptnahrung der Indianer bildete. Die sofortige Anpflanzung der Baumwolle war von besonderer Wichtigkeit, denn der Missionär hatte auch für die nöthige Kleidung zu sorgen. Gleich im ersten Jahre wurden mehr als 100,000 Samenkörner gelegt, die alsbald zu niederen Stauden aufwuchsen, im December und Jänner Blüthen ansetzten und im Februar und März die erste reiche Ernte gaben; schon im 3. Jahre ihres Bestehens zählte die neue Reduction über 300,000 Baumwollstauden, welche in einem fruchtbaren Jahre mehr als 4000 Zentner Baumwolle lieferten. Die Indianerinnen selbst spannen noch in den ersten Jahren mehr als 20,000 Ellen Leinwand, wovon etwa 14,000 Ellen zur nöthigen Kleidung verwendet wurden; der Rest kam nach Buenos Ayres zum Verkauf, der Erlös dafür aber gab den jährlichen Tribut an den König[2]) und diente zum Einkauf dessen, was die Reduction für die Herstellung und Aus-

[1]) Ueber eine noch im Jahre 1763 unter den heidnischen Mokobiern versuchte Gründung einer Reduction vergleiche man das Buch: „P. Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay." Regensburg bei Pustet 1870. Das Werk enthält ein sehr anschauliches Bild über das Leben und Wirken eines Missionärs unter den noch nicht, oder erst jüngst bekehrten Indianern.

[2]) Dagegen sorgten die spanischen Könige für die Ueberfahrt europäischer Missionäre, für deren Unterhalt in den Reductionen und gaben auch sonst reichliche Almosen für diese südamerikanischen Missionen.

schmückung der Kirche und für die Befriedigung anderer Bedürfnisse nöthig hatte.

Die ersten Wohnungen der neuen Ansiedler waren allerdings nur ein Nothbehelf; die Wohnung des Missionärs war eine elende Hütte, Dach, Wände und Thüre von Stroh; ein einziges kleines Fenster gab das nöthige Licht, das Wohnzimmer war zugleich Schlafzimmer, Speisesaal und Hühnerstall, der Hahn selbst hatte die Stelle der Weckuhr zu vertreten. Eine ähnliche Wohnung wurde für den zweiten Missionär errichtet; in die Mitte zwischen beiden Wohnungen kam die Kirche zu stehen, oder vielmehr eine kleine Kapelle aus Stroh und Moosrohr, innen mit einigen andächtigen Bildern geschmückt; man kann sich leicht denken, wie demgemäß die ersten Hütten der Indianer beschaffen gewesen sein mögen. Uebrigens wurde die neue Reduction bei ihrem Beginne von andern schon bestehenden Reductionen sehr kräftig unterstützt;[1]) aus einer derselben kamen 50 Mann mit 100 Ochsen, aus einer anderen 30 Mann mit gleichfalls 50 Joch Ochsen, aus einer dritten, über 100 Meilen entfernten, kamen hundert Pferde, um bei der Bebauung des Landes zu helfen; wieder andere schickten Maulthiere, oder auch Mais und Getreide zum Samen, der hundertfältige Frucht brachte, so daß die neuen Colonisten durch solche Beihülfe nicht nur zu größerem Eifer ermuntert, sondern auch in den Stand gesetzt wurden, schon in den ersten Jahren von ihren Erträgnissen wieder an andere Reductionen abzugeben. Besonders mußte gleich von Anfang an für die Vermehrung des Viehstandes gesorgt werden, und in der That zählte die neue Reduction schon im 4. Jahre ihres Bestehens mehr als 60,000 Kühe und 20,000 Kälber, welche nur allein im vorhergehenden Sommer gefallen waren.

Nachdem man sich auf diese Weise erst nothdürftig eingerichtet hatte, ging es an die eigentliche Erbauung zuerst der Kirche, dann der Wohnungen der Missionäre und endlich der

[1]) Solche Aushilfe geschah immer unentgeltlich. Ebenso, wenn irgend eine Reduction durch eine Mißernte der nöthigen Nahrungsmittel entbehrte, so halfen die übrigen Reductionen aus mit ihrem Ueberfluß, ohne etwas dafür zu verlangen; es war die uneigennützige christliche Nächstenliebe, welche sie hiezu bewog.

Werkstätten und der übrigen Häuser oder Hütten, wenn man sie so nennen will. P. Sepp hat uns eine genaue Beschreibung der von ihm gegründeten Reduction hinterlassen und wir wollen dieselbe dem Wesentlichen nach wiedergeben, da sie auch zum besseren Verständniß des folgenden dienen wird.

Mitten in dem Flächenraum, auf welchen das Dorf zu stehen kommen sollte, wurde zuerst ein freier Platz von 450 Fuß Länge und 400 Fuß Breite ausgesteckt, in der Mitte dieses Platzes aber die Kirche und daneben die Wohnung für die beiden Missionäre erbaut. Die Länge der Kirche sollte 200 Fuß, die Breite 64 Fuß betragen; zwei Reihen von Säulen sollten die Kirche in drei Schiffe theilen, wovon das mittlere 24, die beiden Seitenschiffe je 20 Fuß Breite zählte; die Säulen selbst, aus prachtvollen Cedern gehauen, wurden 8 Fuß tief in die Erde gesenkt und ragten darüber noch 50 Fuß in die Höhe. Drei Thüren in der Front, wovon die Hauptthüre 20 Fuß hoch und 12 Fuß breit war, und zwei Seitenthüren bildeten die Zugänge in's Innere der Kirche. So wurde, nachdem das nöthige Bauholz gefällt und mit vieler Mühe herbeigeschafft und bearbeitet worden war, die ganze Kirche aufgeführt und, nachdem der Dachstuhl aufgesetzt war, vorläufig mit Stroh eingedeckt, damit die würdigere Abhaltung des Gottesdienstes nicht länger verzögert würde; denn jetzt erst ging man daran, die zum Eindecken der Kirche, wie aller übrigen Wohnungen der Reduction nöthigen Ziegeln zu brennen, oder vielmehr die zum Brennen derselben nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Unterdessen wurde zur Seite der Kirche die Wohnung für die Missionäre gebaut und dieselbe mit aller nöthigen Hauseinrichtung versehen; freilich mußten die bei den Fenstern aufgespannten trockenen Rindsblasen die Stelle des Glases vertreten. Endlich ging es an die Einrichtung von Wohnungen für die Indianer selbst und der nöthigen Werkstätten für die verschiedenen Gewerbe. Es liefen aber vom Hauptplatz aus in Kreuzesform vier etwa 60 Fuß breite Hauptstraßen, denen entlang sich die Häuser um den Hauptplatz in wohlgeordneten Reihen, wenn auch getrennt von einander, gruppirten; getrennt von einander aber standen die Häuser, damit bei den in Paraguay häufigen und heftigen Gewittern die Feuersgefahr vermindert und ein durch Blitz entstandener Brand leichter bewältigt werden

möchte. Nachdem auf diese Weise für die nöthigen Wohnungen gesorgt und durch eine reichliche Ernte auch hinreichende Nahrung gewonnen worden war, sollte endlich die vollständige Uebersiedlung aus der alten in die neue Reduction stattfinden. Es begab sich also P. Sepp nach St. Michael, um die dortselbst noch zurückgelassenen Kinder und Mütter und Wittwen nach der neuen Ansiedlung hinüberzuführen. Als dieses geschehen, wurde mit der Einrichtung auch dieser Missionsstation nach dem Muster der übrigen begonnen.

Die erste Sorgfalt war natürlich wieder der Kirche und zwar der inneren Ausschmückung derselben zugewendet; denn es lag, wie überall, so auch hier, den Missionären vor Allem daran, ihren Indianern einen hohen Begriff von der Heiligkeit und Erhabenheit ihrer Religion beizubringen. Der Hochaltar zeigte (vor der Hand noch in Farben, denn erst später sollte Alles aus Cedernholz geschnitzt werden,) auf der einen Seite des Tabernakels die Taufe des Herrn und rechts und links davon die Statuen der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, auf der anderen Seite den hl. Michael, wie er den Lucifer in die Hölle stürzt, und daneben die Statuen des hl. Ignatius und hl. Xaverius. Der Tabernakel selbst war aus Cedernholz gefertigt, der Form nach, sagt P. Sepp, gleich dem in der Kirche des Noviziats der Jesuiten in Madrid und nicht unähnlich dem im Noviziate zu Landsberg in Bayern; der ganze Tabernakel war reich vergoldet und mit Perlmutter und falschen Edelsteinen ausgelegt; über demselben aber prangte die Statue der Muttergottes von Altötting. Von den beiden Seitenaltären war der eine der hl. Familie, der andere dem hl. Antonius von Padua, dem Namenspatron des P. Sepp, geweiht; dieser letztere Altar war aus der Mission St. Nikolaus gekommen, wo damals die geschicktesten Bildhauer sich befanden, und hatte 1000 Reichsthaler gekostet, während 5 aus Cedern geschnitzte Statuen für eben diesen Altar um eine gleiche Summe in der Reduction Loretto bestellt wurden. Einen weiteren Schmuck der Kirche bildete die Kanzel mit den Statuen der 4 Evangelisten und der vier lateinischen Kirchenlehrer; sie war gleichfalls aus Cedernholz, reich vergoldet und mit Perlmutter ausgelegt. Aus Cedernholz waren ebenfalls die zwei Beichtstühle und mit schöner Schnitzarbeit versehen; über denselben standen in goldenen

Buchstaben die Worte: „Ostendite vos Sacerdoti.“ Ueberdies war die Kirche auch noch mit schönen Gemälden verziert, darunter die Darstellung der vier letzten Dinge des Menschen. Endlich hing von der Decke der Kirche vor dem Hochaltar noch ein mächtiger versilberter Kronleuchter mit 32 Armen, eine besondere Zierde für die höchsten Festtage des Jahres. Nebst dieser Kirche baute P. Sepp auf dem Gottesacker noch eine Kapelle, achteckig in der Form der hl. Kapelle von Altötting, wie er sagt, die Mauern aus festgefügten Steinen, (den Kalk kennt man dort nicht,) Kuppel und Dach von Cedernholz, die Thüre mit entsprechendem Schnitzwerk geziert. Zuletzt wurde Kirche und Kapelle sowie die Wohnung der Missionäre mit Ziegeln gedeckt, der Boden der Kirche aber mit vier-, sechs- und achteckigen Ziegeln eingelegt, in welche Laubwerk, Früchte und Blumen eingedrückt waren. „Ich kann mich nicht erinnern,“ schreibt P. Sepp, „dergleichen schöne und mannigfaltige Pflasterziegel in Europa gesehen zu haben.“

Entsprechend dieser Ausstattung der Kirche war auch die Sacristei bestellt. Da gab es schön gestickte Pluviale und Antipendien nach den verschiedenen Festen, einen reichen Traghimmel mit vergoldeten Stangen, herrliche Meßgewänder und Alben und Chorröcke, mit kostbaren Spitzen besetzt, sowie Kleider für die Ministranten, die so schön am Altare erschienen, daß ihre eigenen Mütter sie nicht mehr kannten. Mehrere dieser Knaben waren in der Verfertigung von Spitzen so geübt, daß man ihre Arbeit von niederländischer nicht leicht zu unterscheiden im Stande war. So konnte dann auch der Gottesdienst mit aller Pracht gefeiert werden. Wenn dem Priester schon an den gewöhnlichen Tagen zwei oder vier Knaben am Altare dienten, so mehrte sich die Zahl der Ministranten an Sonntagen auf 8, an höheren Festen auf 12 und an den höchsten Festtagen selbst auf 24, von denen Einige Wachsfackeln, Andere Rauchfässer, wieder Andere Blumen trugen, welche sie vor dem Priester her streuten. Einige dieser Knaben waren es auch, welche an hohen Festtagen nach dem Gottesdienste in eigens hierzu verfertigten Kleidern vor der Kirche nach spanischem Gebrauch religiöse Tänze aufführten, ja manchmal selbst förmliche Schauspiele und Turniere gaben, welche immer eine große Menge auch heidnischer Zuschauer herbeizogen und nicht ohne Nutzen für die Religion waren.

Allein nicht blos für die Kirche und den Gottesdienst hatte der Missionär zu sorgen, auch die bürgerliche Ordnung hatte er einzurichten und selbst für die Vertheidigung seiner Reduction gegen auswärtige Feinde Vorsorge zu treffen. So bestellte denn P. Sepp in seiner neuen Reduction einen Regidor oder Bürgermeister, wenn wir ihn so nennen wollen, ferner zwei Alcalden oder Richter, zwei Corregidores, denen die Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung oblag, einen Procurator oder Rentmeister und andere für das Gemeinwesen nöthige Beamte; natürlich wählte er zu diesen Aemtern die klügsten und erprobtesten seiner Indianer. Ferner theilte er unter die Bewohner die verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen aus und zählte so in seiner Reduction nebst der nöthigen Anzahl Schlächter oder Metzger, 50 Tischler, 20 Weber, 4 Baumeister, 12 Waffenschmiede, 6 Bildhauer, 10 Maler, 8 Steinmetzen, 12 Ziegelbrenner, 80 Ziegelschläger, 2 Bäcker, 2 Köche, 6 Krankenwärter, 4 Sacristane, 1 Schuhmacher, 12 Gerber, 2 Häfner, 2 Drechsler, 3 Binder, 2 Lauten- und Harfenmacher, kurz alle nothwendigen Handwerker, „so daß", wie er meint, „viele Marktflecken oder Städte in Europa nicht so gut damit versehen sind." Selbst eine Druckerei wurde eingerichtet und namentlich auf die Verfertigung musicalischer Instrumente, wie auf die Musik überhaupt große Sorgfalt verwendet; ja sogar in der Verfertigung von Uhren mit Schlagwerken, von Orgeln und Sonnenuhren und dgl. erwiesen sich die Indianer der neuen Reduction bald als Meister, indem ihnen dabei zwar keine besondere Erfindungsgabe, aber eine außerordentliche Nachahmungsgabe und ein unermüdlicher Fleiß zu Statten kam. Endlich sorgte P. Sepp auch für eine entsprechende und geordnete Vertheidigung seiner Mission gegen äußere Feinde, indem er die nöthige Mannschaft mit ihren Führern bestellte und in einem eigenen Zeughaus die nothwendige Menge von Waffen, Bogen, Pfeilen, Wurfspießen, Schleudern und selbst Feuergewehre, niederlegte.[1])

[1]) Diese von P. Sepp neugegründete Reduction ist eine jener sieben Reductionen, welche im Jahre 1750 durch einen Tauschvertrag zwischen Spanien und Portugal an letzteres abgetreten wurden. Damals aber herrschte in Portugal als allmächtiger Minister bereits der allzuberüchtigte Pombal, welcher aller Vorstellungen und Bitten der Jesuiten ungeachtet auf der Ausführung der dem Tauschvertrag beigefügten Clausel bestand, daß nämlich die Indianer,

Nachdem wir nun die Gründung einer neuen Reduction gesehen, wollen wir uns das religiöse und sociale Leben in diesen guaranischen Missionen etwas näher betrachten, wobei nur bemerkt sei, daß, wie die Jesuiten selbst in allen Reductionen, so weit es nur immer möglich war, die nämliche Hausordnung beobachteten, welche in ihren Collegien eingehalten wurde, so auch mit kaum irgend einer nennenswerthen Ausnahme in allen guaranischen Reductionen die Ordnung dieselbe war. Wir haben noch ein vom 18. Juli 1760, also kurze Zeit vor der Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay datirtes Schreiben eines spanischen Jesuiten, Juan de Escandon, an einen seiner Ordensbrüder im sog. kaiserlichen Collegium zu Madrid. Der Verfasser, welcher selbst längere Zeit in jenen Reductionen als Missionär zugebracht, entwirft als Augenzeuge ein sehr treues Bild von dem religiösen und bürgerlichen Zustande derselben, so daß wir es unserer nun folgenden Schilderung wohl zu Grunde legen durften. Ehe wir jedoch jenes Schreiben seinem Hauptinhalte nach wiedergeben, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Leben der Guaranier werfen, bevor die Missionäre sie mit dem Christenthum bekannt gemacht und zu den erwähnten Reductionen vereinigt hatten.

Wie bei den meisten andern heidnischen Indianern im südlichen Amerika, fanden die ersten Missionäre auch unter den Guaraniern kaum die leiseste Spur von einem Glauben an ein höchstes Wesen,[1]) wohl aber den Glauben an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, ohne daß sie übrigens irgend eine Vorstellung hatten, wo sich dieselbe etwa befinden möge; die Idee von einer Belohnung oder Strafe nach dem Tode war ihnen

etwa 30,000 an der Zahl, ihre mit so vieler Mühe errichteten Reductionen verlassen und sich anderswo ansiedeln sollten. Es war dies ein Act tyrannischer Willkür, wie man ihn nur von einem Pombal erwarten konnte; Anlaß dazu aber gab die Meinung, es befänden sich auf jenem Territorium reiche Goldminen, welche die Jesuiten bisher zu verheimlichen gewußt hätten; nachdem die herrlichen Reductionen zerstört und die unschuldigen Opfer gemeiner Habsucht nach allen Seiten hin zerstreut worden waren, suchte man umsonst nach den vorgeblichen Goldminen, weil es eben keine gab. —

[1]) Und doch waren diese heidnischen Guaranier noch nicht die rohesten unter den Indianern in Südamerika. Man sehe z. B. die Schilderung der Mokobier in dem oben erwähnten Buch: „P. Florian Baucke". Drittes Capitel.

gänzlich fremd. Im Glauben an die Fortdauer der Seele, legten sie auf die Gräber ihrer Verstorbenen Speisen, damit dieselben für den ersten Augenblick wenigstens etwas zu essen hätten, aber auch Pfeile und Bogen und andere Waffen, damit sie sich für die Zukunft die nöthige Nahrung suchen möchten. Daß bei solch geringen und dürftigen religiösen Vorstellungen, wenn da überhaupt noch von Religion die Rede sein kann, der Aberglaube um so freieren Spielraum hatte, versteht sich von selbst. In hohem Ansehen standen bei diesen heidnischen Indianern besonders die Zauberer, welche zugleich auch ihre Aerzte waren. Gewöhnlich suchten dieselben durch Saugen an den wunden oder schmerzhaften Stellen die Kranken zu heilen, schrieben aber auch nicht selten die Krankheiten bösen Einflüssen von Seite der Menschen zu, und dann stand es in ihrer Gewalt, irgend eine ihnen mißliebige Person aus dem Wege zu räumen: sie brauchten blos Jemanden als Urheber einer Krankheit zu bezeichnen, und dieser mochte sich flüchten so schnell als möglich, um sein Leben zu retten. Die Missionäre hatten viele Mühe, ihren Indianern die Furcht vor diesen Zauberern zu benehmen, und fanden darum auch in den Letztern die bittersten Gegner. Ueberdies waren die Indianer auch sonst noch mannigfachem Aberglauben ergeben; namentlich suchten sie aus dem Gesange oder Rufen der Vögel, aus dem Geschrei anderer Thiere u. s. w. die Zukunft zu erforschen.

Standen die Indianer in Bezug auf Religion auf so niedriger Stufe, so dürfen wir nicht erwarten, daß sie in moralischer Beziehung höher gestanden. Abgesehen von der außerordentlichen Trägheit und Sorglosigkeit auch nur für die allernächste Zukunft, waren sie den verschiedensten Lastern ergeben. Eines der ersten war bei dem Guaranier, wie einer ihrer Missionäre, P. Nußdorfer, erzählt, das Stehlen und Lügen. „Was er sieht", schreibt der genannte Jesuit, „das nimmt er, gibt es aber auch ebenso leicht wieder weg; auch achtet er nicht so sehr auf den Werth der Sache und er wird Silber liegen lassen, dagegen ein Messer oder Glaskorallen, die daneben liegen, mitnehmen. Ferner ist Lügen wie seine andere Natur, und er erröthet gar nicht, wenn man ihm auch noch so viele Lügen nachweist; diese kommen schaarenweise aus seinem Munde, denn er setzt schon voraus, daß man ihm nicht die Hälfte von dem glaubt, was er sagt".

Ferner pflegte der heidnische Guaranier, wenn es ihm gerade einfiel, plötzlich Weib und Kinder zu verlassen, um in der halben Welt herumzuirren. Wenn er auch nicht leicht aufgebracht wurde, so kannte er doch, einmal in Zorn gerathen, keine Gefahr mehr, und warf im Kampfe selbst seine Kleider weg, um sich nackt den feindlichen Geschossen auszusetzen.

Was die natürlichen Fähigkeiten des heidnischen Guaraniers betrifft, so zeigte er wohl Verstand in seiner Jugend, jedoch blieb der Geist zurück, wenn auch der Körper wuchs; und wenn er auch Meister war in der Verstellung und im Betrügen, so erschien er doch immer wie ein Kind; selbst als Mann machte er Alles verkehrt und verstand auch Alles verkehrt. Es ist leicht erklärlich, wie bei dem Leben dieser Wilden in den Urwäldern Amerika's selbst die besten natürlichen Anlagen verkümmern mußten.

Sehen wir nun, in welch fromme Christen und friedliche Unterthanen, überhaupt in welch glückliche Menschen die Religion diese rohen Barbaren umgewandelt, und zwar die Religion allein, ohne Beihilfe des Staates, der ihnen nicht einmal den nöthigen Schutz gewähren konnte, obwohl sie ihm keinen geringen Tribut entrichteten. Betrachten wir uns also zuerst das religiöse Leben dieser armen und doch so reichen Indianer in einer der guaranischen Reductionen. Jeden Morgen mit Tagesanbruch wurde zum Angelus Domini geläutet und dann das Zeichen zum Aufstehen gegeben; da die Leute sich sehr früh und regelmäßig zur Ruhe begaben, so folgten sie leicht dem Rufe und selbst die Kinder machten davon keine Ausnahme. An allen Werktagen wurde dann mit einer Trommel auf dem Hauptplatze sowohl, wie in den Straßen, ein zweites Zeichen gegeben, welches die Kinder und jungen Leute unter 17 Jahren, also etwa unsere schulpflichtige Jugend, zum Unterricht in der christlichen Lehre rief. [1]) Unverzüglich versammelten sich die Gerufenen vor dem Hauptthor der Kirche, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite, beide Abtheilungen begleitet und über-

[1]) P. Cattaneo schrieb im April 1730, daß er in seiner Reduction, St. Maria, 960 Knaben und 1002 Mädchen unter 15 Jahren zähle, denen er täglich Unterricht im Katechismus gab. Welch eine Schule, von zwei Missionären geleitet!

wacht von den über sie bestellten Aufsehern; diese letzteren waren für die Knaben zwei ältere, verläßliche Männer, für die Mädchen aber zwei Weiber, manchmal selbst auch Männer, und diese Aufseher ließen ihre Pflegempfohlenen den ganzen Tag über weder in der Kirche, noch bei der Arbeit, noch auch beim Spiele aus den Augen und standen mit den Missionären in beständigem Verkehr, theils um ihnen über alle Begebnisse zu berichten, theils um ihre Befehle entgegenzunehmen. Die in solcher Weise vor der Kirche versammelten Knaben und Mädchen knieten auf ein gegebenes Zeichen nieder, bezeichneten sich mit dem hl. Kreuze und sagten dann laut den ganzen Katechismus her mit allen darin enthaltenen Gebeten. Das Ganze war ein in die guaranische Sprache übersetzter Auszug aus dem damals in Spanien gebräuchlichen Katechismus, selbst von einer Synode zu Lima und dann in Rom approbirt und so kurz, daß man in einer halben Stunde damit fertig werden konnte, wenn auch Jemand vorsprach und die Andern ihm nachsprachen, wie dies gewöhnlich geschah.

Unterdessen hatten auch die Missionäre ihre Morgenbetrachtung gemacht und so wurde jetzt nach Beendigung des Katechismus die Kirche geöffnet und zur hl. Messe geläutet. Ehe noch die übrigen Leute sich versammelten, traten zuerst die Knaben ein, indem sie die Psalmen Benedicite und Laudate in ihrer Sprache sangen, und stellten sich im mittleren Schiff, etwa von der Mitte der Kirche gegen den Hochaltar hin, auf; hinter den Knaben stellten die Mädchen sich auf; die Männer nahmen dann rechts und links von den Knaben, die Weiber rechts und links von den Mädchen ihren Platz ein und das war die Ordnung bei jeder kirchlichen Versammlung. Manchmal hatten die Knaben, Jünglinge und Männer ihren Platz auf der einen, die Mädchen und Weiber auf der andern Seite der Kirche; nie aber gingen beide Geschlechter durch dieselbe Kirchthüre ein und aus. An gewöhnlichen Tagen wurde meistens nur eine stille heil. Messe gelesen, bei welcher zwei oder auch vier (wovon zwei es erst zu lernen hatten), in Scharlach gekleidete Ministranten, wie der Missionär sagt, in einer Weise dienten, daß sie sich in jeder Cathedrale hätten sehen lassen dürfen. Es war für die Eltern immer eine Freude, ihre Knaben so stattlich ausstaffirt am Altare zu sehen; die Knaben selbst aber dienten

dem Priester nicht blos bei allen Verrichtungen in der Kirche mit großer Andacht, sondern begleiteten ihn auch bei Versehgängen, wurden zur Reinhaltung der Kirche und zum Aufputzen der Altäre verwendet, und einige derselben blieben sogar bei Tag wie bei Nacht ganz in der Nähe der Kirche, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn der Priester plötzlich zu einem Kranken gerufen werden sollte.

Nach beendigter heil. Messe beteten alle Anwesenden gemeinschaftlich einen Act der Reue, sangen noch in guaranischer oder spanischer Sprache die beiden Psalmen Benedicite und Laudate und verließen dann in aller Stille und Ordnung die Kirche, die Weiber, um nach Hause zu gehen, die Männer, um ihre Portion Thee zu sich zu holen, die Knaben und Mädchen, um im Hofe der Missionäre ihr Frühstück zu nehmen und dann gleich ihren Vätern an die ihnen zugewiesene Arbeit zu gehen.

Gegen Abend, nach vollbrachtem Tagwerk, kamen die Knaben und Mädchen mit ihren Aufsehern noch einmal in die Kirche, wo sie sich, wie am Morgen, im mittleren Gange niederknieten, doch so, daß der Priester vom Hochaltar bis zur Thüre zwischen ihnen hindurchgehen konnte; knieend sagten sie dann wieder den Katechismus und die Gebote her, worauf sie sich setzten, während der Missionär zwischen den Reihen auf- und niederging, den Katechismus erklärte und bald einen Knaben, bald ein Mädchen darüber ausfragte; die Antwort mußte stehend und laut gegeben werden, so daß sie von Allen verstanden werden konnte. Diese Erklärung dauerte täglich eine halbe Stunde. War die Hälfte dieser Zeit verflossen, so wurde eine Viertelstunde lang zum Rosenkranz geläutet. Alles eilte herbei und nahm in der Kirche den angewiesenen Platz ein; der Rosenkranz wurde abwechselnd gebetet, dann folgte die Litanei der seligsten Jungfrau, an Samstagen aber ein feierliches Salve Regina, und die ganze Abendandacht wurde mit dem gemeinschaftlichen Acte der Reue und mit der Absingung des Benedicite geschlossen, worauf Alle ruhig die Kirche verließen. Die Kinder bekamen ihr Abendessen im Hofe, die Männer ihre Portion Thee im Hause der Missionäre; dann wurde zum Ave Maria geläutet, nach dessen Abbetung sich Alle nach Hause begaben. Mit Einbruch der Nacht endlich wurde noch einmal ein Zeichen mit der Glocke gegeben; es war das Zeichen zur Ruhe. Niemand durfte mehr

ohne ganz besonderen Grund auf der Straße sich sehen lassen, oder wohl gar ein fremdes Haus betreten; die Wache, welche zur allgemeinen Sicherheit und Ruhe der Reduction, namentlich gegen auswärtige Feinde, die ganze Nacht hindurch die Runde machte, griff Jeden auf, den sie auf der Straße oder in einem fremden Hause traf, und er hatte sich dann am Morgen vor den Corregidores zu verantworten; konnte er keine genügende Entschuldigung vorbringen, so war ihm eine empfindliche Strafe gewiß.

Was die Sonn- und Feiertage betrifft, so versammelten sich am Morgen zur bestimmten Stunde außer den Kindern auch die Männer und Weiber, getrennt von einander, auf dem großen Platz vor der Kirche und zwar nach Gruppen, wie sie unter den einzelnen Kaziken standen, damit man um so leichter sehen konnte, wer etwa abgehen möchte. Auf ein gegebenes Zeichen traten Alle in die Kirche, die Weiber durch das Hauptthor, die Männer durch die Seitenthüre, indem von letzteren jeder zuerst im Hof der Missionäre ein Stück Holz niederlegt, das er mitgebracht und das zum Kochen des Frühstückes und des Abendessens der Kinder während der folgenden Woche verwendet wurde. Nachdem so Alle in der Kirche ihre Plätze eingenommen, knieten sie nieder. Einer sagte die Gebote, Fragen und Antworten des Katechismus vor, die Andern sprachen sie ihm nach; in derselben Weise ließ man sie auch von 1—100 und noch weiter zählen (in ihrer eigenen Sprache konnten sie nur bis vier, also buchstäblich nicht fünfe zählen), und die Namen der Wochentage und der Monate wiederholen. War dieses geschehen, so erschien der Missionär, mit einem Kreuze in der Hand, ging in der Mitte der Kirche zwischen den Reihen der Knaben und Mädchen auf und nieder, fragte Jung und Alt aus dem Katechismus und hielt dann, gewöhnlich in der Mitte stehend, eine kurze Ansprache an Alle. An Feiertagen, wenn sie nicht auf den Sonntag fielen, unterblieb der Katechismus und wurde nach dem Evangelium von der Kanzel aus eine förmliche Predigt gehalten. Ermahnungsreden wie Predigten, überhaupt das Wort Gottes hörten die Indianer immer mit der größten Aufmerksamkeit an, und wenn nach beendigtem Gottesdienst, nachdem die Männer durch die eine, die Weiber durch die andere Seitenthüre die Kirche verlassen hatten, einige der ersten Vorgesetzten der Reduction bei-

den Theilen vor der Kirche das vom Priester Gesagte wiederholten und zur Befolgung desselben aufmunterten, hörten sie ihnen ebenso eifrig zu, wie den Missionären selbst.

Nach der Ermahnungsrede folgte das Asperges und hierauf das gesungene Hochamt; für jene, welche zu diesem Hauptgottesdienst nicht kommen konnten, hatte der zweite Missionär vor dem Katechismus eine heil. Messe gelesen. Das Hochamt selbst war immer von Musik begleitet. Jede Reduction nämlich hatte eine förmliche Capelle, welche, die Sänger mit einbegriffen, nie weniger als 24 Personen zählte und alle auf den Chören europäischer Kirchen üblichen Instrumente spielte, und zwar mit ungemeinem Geschick; die Stimmen waren nicht selten so ausgebildet, wie in den seit langer Zeit schon civilisirten Ländern, so daß ein Bischof bei Gelegenheit einer Visitation keinen Anstand nahm, zu behaupten, daß die Musik in diesen Reductionen der Musik der bestbesetzten Chöre spanischer Domkirchen nichts nachgebe. Gar häufig begleitete diese Capelle auch die an Werktagen gelesene stille Messe mit ihrer Musik. Was aber diese indianische Capelle vor allen ähnlichen Instituten in Europa voraus hatte, war, daß sie ausschließlich nur bei religiösen Feierlichkeiten mitwirkte; kein Sänger oder Musiker hätte je sich dazu hergegeben, bei weltlichen oder gemeinen Lustbarkeiten seine Kunst zu üben oder das Instrument, das in der Kirche gedient, zu profaner Musik zu mißbrauchen. Dasselbe gilt von den Tänzern. Nur die zu den religiösen Tänzen bei großen kirchlichen Feierlichkeiten bestimmten Knaben lernten tanzen und außer ihnen Niemand; sie selbst aber entweihten ihre Kunst (denn künstliche darf man diese heiligen Tänze nennen) nie, indem sie etwa bei profanen Gelegenheiten irgend welche Tänze aufgeführt hätten.

Nach beendigtem Gottesdienst und nachdem, wie oben erwähnt, vor der Kirche die Predigt oder Ermahnungsrede des Priesters wiederholt worden war, wurde noch genau nachgeforscht, ob Jemand vom Katechismus oder dem Gottesdienste weggeblieben; war dies wirklich ohne hinreichenden Grund geschehen, so dictirte der Missionär die Strafe dafür, doch war dies nur sehr selten, oder fast niemals nöthig. Nun begaben sich die Weiber sogleich nach Hause, die Männer aber holten zuvor noch ihre Portion Thee und erhielten an Sonntagen auch etwas Salz, welches in diesen Reductionen ein kostbarer Artikel

war, der aus Buenos-Ayres oder Santa-Fe eingeführt werden mußte. An Sonntagen nach dem Gottesdienste wurde auch immer die feierliche Taufe ertheilt, oder wurden die bei der Nothtaufe unterbliebenen Ceremonien nachgetragen. Es waren nämlich die Indianer außerordentlich ängstlich, daß ihre Kinder ja nicht ohne Taufe sterben möchten, besonders auch, damit sie, wenn sie stürben, in geweihter Erde begraben würden. Wenn sie daher für ihre neugebornen Kinder die geringste Gefahr fürchteten, manchmal schon, weil sie weinten, manchmal wieder, weil sie nicht weinten, so brachten sie dieselben auch mitten in der Nacht zur Taufe und solche Kinder erhielten dann nur die Nothtaufe, am folgenden Sonntag aber wurden die feierlichen Ceremonien nachgetragen. Als Pathen für alle Kinder waren einige ältere Männer der Reduction bestimmt, damit sich die geistlichen Verwandtschaften nicht allzusehr vermehren möchten. Den Sonn- und Feiertag schloß die Abbetung des Rosenkranzes oder eine feierliche Vesper, worauf wieder die Männer ihren Thee, die Kinder ihr Abendessen erhielten und Alle zur bestimmten Stunde sich zur Ruhe begaben; die Zeit aber vom Mittagessen bis zum Rosenkranz oder zur Vesper, war den Indianern zur Unterhaltung gegeben, und diese bestand in verschiedenen Spielen, Pferderennen, Ballspiel und dergleichen; nur Karten- und Würfelspiel waren strengstens verboten. Dagegen wurden an Festtagen für die Sieger in den Spielen Preise ausgesetzt, wie Tabak, Salz, Messer und dgl. und die Missionäre selbst mußten diesen Belustigungen beiwohnen, soweit es ihnen nur immer möglich war, damit es ja nicht schien, als verachteten sie dieselben.

Wie überall in der katholischen Kirche, so war auch für die guaranischen Reductionen die Fastenzeit eine Zeit der Buße und besonderen Andacht. Am Aschermittwoch kamen Alle zur Kirche, die geweihte Asche zu empfangen, und Mütter brachten selbst ihre neugebornen Kinder mit, damit auch diese bereits der Segnung der Kirche theilhaftig werden möchten. Ebenso holten sich Alle am Palmsonntag den Palmzweig und am Charsamstag brachte man in jede Haushaltung das vom Priester geweihte Feuer. Während der Fastenzeit wurden außer Passionspredigten und sonntäglichen Ermahnungen noch in jeder Woche zwei oder drei Predigten oder Unterrichte gehalten. Die Zeit für die österliche Beicht dauerte vom Sonntag Septuagesima bis 8

Tage nach dem Frohnleichnamsfest, und während dieser Zeit wurde täglich Beicht gehört, mit Ausnahme des Donnerstags, welcher der eigentliche Ferientag der Missionäre war, und der Sonn- und Feiertagen, an welchen sonst der Gottesdienst die ganze Zeit in Anspruch nahm. Einmal in dieser Beichtzeit kam ein fremder Missionär, welcher die ganze Woche blieb und predigte und Beicht hörte, um Allen Gelegenheit zu bieten, auch bei einem Andern, als bei ihrem eigenen Seelsorger, ihre Beichte zu verrichten, obgleich diese guten Indianer gar keinen Anstand nahmen, ihrem Missionär all ihre Schuld zu bekennen. Uebrigens wenn auch sonst während des Jahres ein fremder Missionär in eine Reduction kam, so ging er zu demselben Zwecke in den Beichtstuhl und besuchte die Kranken. Die österlichen Beichten aber wurden in folgender Weise abgenommen. Die Missionäre bestimmten für jeden Tag eine Anzahl Männer und Weiber, so viele sie hören zu können glaubten, und zwar gingen sie dabei in einer gewissen Ordnung vor, so daß sie zuerst die Untergebenen des einen, dann die des andern Kaziken riefen u. s. w. Zwei oder drei Tage vor der Beicht wurde jeder Gerufene von eigens hiezu bestellten, wohl unterrichteten Männern geprüft, ob er den Katechismus und die Gebote kenne; wer die Prüfung bestand, erhielt ein hölzernes Täfelchen, auf welchem der Buchstabe S eingebrannt war; ohne dieses Zeugniß wurde zur österlichen Zeit Niemand zur Beicht zugelassen, außer dieser Zeit aber fiel die Prüfung weg. Der Beichtende gab das Täfelchen mit dem S vor der Beichte ab und erhielt dafür nach der Beicht ein anderes Täfelchen mit dem Buchstaben C, welches er vor der Communion abzugeben hatte. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß diese guten Indianer auch außer der österlichen Zeit oft die heil. Sacramente empfingen, namentlich an den Festen des Herrn und der seligsten Jungfrau und jener Heiligen, die sie besonders verehrten; drei oder vier Tage vor solchen Festen wurden dann ihre Beichten gehört, und Alle, welche überhaupt die Communion empfingen, blieben nach der heil. Messe zurück, wo ihnen ein längerer Act der Danksagung vorgebetet wurde. Am ersten Sonntag nach Ostern fand die feierliche Krankencommunion Statt; gewöhnlich brachte man die Kranken, soweit es möglich war, in eine der Kirche gegenüberliegende Kapelle, oder in ein größeres, zu dem Zwecke besonders

geschmücktes Zimmer und alles Volk begleitete das Allerheiligste; ebenso feierlich wurde auch das heil. Sacrament zu den Kranken gebracht, wenn es ihnen als Wegzehrung gereicht werden sollte. Noch mögen wir hier der ernsten Feier der Charwoche gedenken, während welcher Bußprocessionen gehalten wurden; viele Männer, sagt P. Escandon, geißelten sich dabei auf's Blut, und auch Knaben machten es ihnen nach, ja sogar Kinder von 5—6 Jahren griffen zur Geißel, und wenn es bei ihnen auch nicht zum Blutvergießen kam, so war Gott das Opfer der Unschuld gewiß nicht minder angenehm. Am Charfreitag endlich führte die Capelle eine feierliche Trauermusik auf, worauf die Lichter ausgelöscht wurden und die Männer, gänzlich abgesondert von den Weibern, sich noch einmal geißelten, während das Miserere gesungen wurde.

Um so freudiger wurde nach solcher Trauer das Fest der Auferstehung des Herrn gefeiert, namentlich auch mit einer großartigen Procession, wobei man eine Figur des auferstandenen Heilandes mittrug. Ueberhaupt hatten die Indianer in diesen Reductionen an Processionen eine große Freude und dieselben wurden mit solcher Andacht und Erbauung abgehalten, daß die Spanier aus nahe gelegenen Städten kamen, ihnen beizuwohnen; ja viele Spanier erbaten sich sogar von ihren Pfarrern die Erlaubniß, den Ceremonien der Charwoche in einer Reduction beiwohnen und daselbst die heil. Sacramente der Buße und des Altars empfangen zu dürfen. Besonders feierlich wurde in den Reductionen die Frohnleichnamsprocession gehalten. Drei oder vier Tage zuvor waren die Männer des Ortes blos mit der Ausschmückung des Hauptplatzes beschäftigt, innerhalb welchem die Procession sich bewegen sollte. An den vier Ecken des Platzes waren die vier Altäre errichtet, rings um den Platz aber Reiser eingesteckt. Alles, was diese armen Indianer Gutes und Schönes in ihren Häusern hatten, wurde herbeigebracht und den Weg entlang aufgestellt, namentlich auch Mais, Hülsenfrüchte und was sie sonst zum Unterhalt brauchten, damit der Herr im Vorübergehen es segnen möchte. Vögel oder andere Thiere, die sie zur Zeit auf dem Felde fangen konnten, mußten lebendig oder todt das Gesträuch bevölkern, oder den Fuß der Altäre zieren. Am Frohnleichnamstag selbst wurde dann nach dem Gottesdienste die Procession abgehalten. Zuerst kamen die Mädchen, dann

die Weiber, hierauf die Knaben und endlich die Männer; unmittelbar vor dem Allerheiligsten gingen zwei schöngekleidete Kinder, welche eine Art künstlicher Blumen streuten, denn das Fest fällt dort in die Winterzeit. Bei jedem Altar spielte die Musik und führten die Tänzer in ihrem spanischen Costüme einen Tanz auf, und man kann ohne Uebertreibung sagen, schreibt der obengenannte Missionär, daß sie es so gut machten, wie die geschicktesten Tänzer in Spanien.

Den frommen Eifer dieser gläubigen Indianer zu erhalten und zu fördern, bestand in jeder Reduction wenigstens eine Bruderschaft, deren Vorsteher und vornehmsten Mitglieder am Anfang eines jeden Monats vor oder nach dem Rosenkranz das Bild eines Heiligen erhielten, welchen sie den Monat hindurch besonders zu verehren hatten. Heilig bewahrten alle Mitglieder ihr Aufnahmsdiplom und es war ihnen ein großer Trost, dasselbe in's Grab mitnehmen zu können. Ausschließung aus der Bruderschaft und Abforderung des Diploms galt als eine der größten Strafen, welche über den Bewohner einer Reduction verhängt werden konnte. Ueberhaupt zeigten diese Indianer für alles Heilige große Ehrfurcht. Besonders verehrten sie die Bilder Christi, der heil. Jungfrau und der Heiligen, namentlich aber das Zeichen des Kreuzes. In ihren Häusern, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Feldern, überall erschien dieses heilige Zeichen, und war ein Kreuz zerfallen und durch ein neues zu ersetzen, so legten sie das Holz des alten an den Fuß des neuen Kreuzes hin und ließen es daselbst verfaulen; sie hätten es für einen Frevel gehalten, dasselbe zu verbrennen oder zu irgend einem profanen Zwecke zu verwenden. Gleiche Ehrfurcht hatten sie vor Allem, was zum Dienste Gottes gehörte; nicht einmal die für den Altar bestimmten Kerzen wagten Küster oder Ministranten mit bloßer Hand, sondern immer nur mit einem Tuche zu berühren.

Daß in diesen Reductionen die Ehen ganz im Sinne und Geiste der Kirche und frei von jeglichem Zwange geschlossen wurden, versteht sich wohl von selbst. Sollte ein Sohn heirathen, so war es Sache der Mutter, unter vorheriger Verständigung mit dem Vater, ihm eine Braut zu suchen. War dieselbe gefunden, so sprach zuerst die Mutter des Bräutigams mit der Mutter der Braut; waren beide einverstanden, dann sprachen

sie von der beabsichtigten Verheirathung mit ihren Kindern, und sagten beide: Ney, ja, ich bin's zufrieden, so war die Ehe richtig, im gegentheiligen Falle, wenn der eine oder andere Theil nicht Ney sagte oder gänzlich schwieg, so war das ein Zeichen, daß die Ehe keinen Beifall fand, und die Mutter des Bräutigams hatte um eine andere Braut sich umzusehen. Auf das gegebene Jawort aber führten Vater und Mutter des Bräutigams denselben in's Haus der Braut, wo gar nicht mehr von der Heirath, sondern von ganz gleichgiltigen Dingen gesprochen wurde. Natürlich wurde auch dem Missionäre die beabsichtigte Verbindung angezeigt und dieser rief dann Braut und Bräutigam einzeln zu sich und sprach mit jedem Theile allein, um sich zu überzeugen, ob sie nicht etwa aus Zwang oder Furcht oder nur deßhalb ihre Zustimmung gegeben, weil die Eltern es gewollt; war Alles in Ordnung, so wurde nun die Ehe in üblicher Form beim Gottesdienst verkündet. Gewöhnlich wurden mehrere Paare, selbst 20—30, an einem und demselben Tage getraut; und so geschah es einigemal im Jahre. Am Tage der Trauung versammelten sich die Brautpaare, geschmückt in ihrer Weise (hatten sie das Nöthige hiezu nicht, so erhielten sie es aus den öffentlichen Vorrathskammern), vor dem Eingang der Kirche, der Priester kam zu ihnen heraus und traute sie; darauf gingen Alle in die Kirche und es folgte die heil. Messe, während welcher die Getrauten den priesterlichen Segen empfingen. Nach Beendigung des heil Opfers begaben sich die einzelnen Brautpaare nach der Wohnung der Eltern des Bräutigams oder der Braut, wie es vorher unter den Eltern war abgemacht worden, und blieben daselbst oft ihr ganzes Leben, oder wenigstens, da die jungen Leute gewöhnlich schon mit 16, 17 Jahren in den Stand der Ehe traten, [1]) noch einige Jahre und zwar unter der väterlichen Gewalt, bis sie älter geworden, worauf ihnen erst ein eigenes Haus gebaut und eingerichtet wurde. Zum Hochzeitmahl, einem etwas besseren Tisch, als der gewöhnliche war, wurden auch die Anverwandten und Freunde geladen; doch wurde dabei

[1]) Daraus erklärt sich auch zum Theil, warum das Laster der Unlauterkeit in diesen Reductionen fast gänzlich unbekannt war, und kam ja einmal ein Fall vor, so mußte das Aergerniß durch öffentliche Kirchenbuße und Züchtigung gesühnt werden.

weder getanzt, noch gesungen, noch irgend ein berauschendes Getränk aufgestellt; denn das aus Mais bereitete Getränk, welches allerdings leicht berauscht, wenn es älter geworden, wurde nur wenige Stunden vor dem Mahle bereitet, wie überhaupt die Guaranier vor den Indianern des Südens und des Nordens das voraus hatten, daß man unter ihnen, namentlich seitdem sie Christen geworden, keine Säufer fand.

Große Sorgfalt wurde in den Reductionen den Kranken zugewendet. [1]) In jeder Reduction gab es 4—6 Männer, welche sich auf die Anwendung gewöhnlicher Hausmittel verstanden, und denen die Sorge für die Kranken anvertraut war; reichte ihre Wissenschaft nicht mehr aus, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Missionär, der immer mit einigen medicinischen Büchern versehen war, und ohne dessen Vorwissen sie überhaupt keine Arznei geben durften. Sobald es Tag wurde, gingen diese Krankenwärter die ihnen bestimmten Gassen ab, einen großen Stock mit einem Kreuze in der Hand, besuchten die Kranken, nahmen neue Anmeldungen entgegen und statteten noch vor der heil. Messe dem Missionär Bericht ab, worauf dieser die Arzneien verordnete und bezüglich der etwa nöthigen Ertheilung der heil. Sacramente seine Anordnungen traf. Die Missionäre selbst besuchten täglich die Kranken, gefährlich Kranke sogar öfter des Tages; die Kost für die Kranken aber wurde jedesmal im Hause der Missionäre bereitet; zur Vertheilung derselben kamen auch Knaben in Verwendung. Nie ließen die Kranken es bis zum Aeußersten kommen, sondern baten den Priester schon frühzeitig zu sich, um die heil. Sacramente zu empfangen; und wenn dann dieser fragte, ob sie noch etwas zu beichten hätten, lautete die Antwort gewöhnlich, sie hätten schon Alles gebeichtet, und in der Hoffnung, daß Gott ihnen auch verziehen habe und sie zu sich in den Himmel nehmen werde, erwarteten sie den Tod mit großer Ruhe und Ergebung in Gottes Willen. Nie machte der

[1]) Bei einer Bevölkerung von 7—8000 Seelen schätzten sich die Missionäre schon glücklich, wenn sie nicht mehr als 200 Kranke zählten. Schrecklich war es, wenn in einer Reduction die Blattern ausbrachen. Im Jahre 1745 raffte diese Krankheit in den dreißig guaranischen Missionen nicht weniger als 72,000 Menschen dahin. Man denke sich die Arbeit der Missionäre! Eine treue Schilderung solcher Heimsuchung findet sich in „P. Florian Baucke". Seite 584, ff.

Indianer ein Testament, denn er hatte kein Vermögen, da fast Alles, was er besaß, Gemeindegut war und nach seinem Tod an die Reduction zurückfiel; die Kinder aber, welche er zurückließ, machten ihm wenig Sorge, da er wußte, daß für sie gesorgt sei: arme Waisen wurden immer gern in andere, wenn auch zahlreiche Familien aufgenommen und von diesen wie die eigenen Kinder erzogen und gepflegt.

Starb dann ein Erwachsener, so hatte der Krankenwärter das Todtenkleid aus der allgemeinen Vorrathskammer zu holen; der Leichnam wurde in den Sarg gelegt und so nach der Kapelle oder dem Saale gegenüber der Kirche gebracht, wo, wie schon erwähnt, die Kranken ihre Ostercommunion empfingen. Am Tage der Beerdigung wurde die Leiche unter Begleitung des Priesters und der Trauermusik in die Kirche übertragen, daselbst eingesegnet und auf dem anstoßenden Friedhof begraben; nur solche, welche sich um die Kirche besondere Verdienste erworben hatten, wurden innerhalb derselben beigesetzt. Kaum war die Leiche in's Grab gesenkt, begann die Todtenklage der Weiber, ein so widerlicher Trauergesang, sagt P. Escandon, daß es sich nicht beschreiben läßt: unter Weinen und Heulen verkünden sie das Lob des Todten, und zwar nicht blos, was er Rühmliches in seinem Leben vollbracht, sondern auch, was er noch Großes hätte leisten können, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen. Als Grabdenkmal diente gewöhnlich ein kleines Brett, in welches der Name des Verstorbenen und das Jahr seines Todes eingegraben war, und welches dann neben oder auf dem Grabe befestigt wurde, natürlich aber den Einwirkungen der Witterung nicht lange widerstand. Kinderleichen wurden von eigens dazu bekleideten Knaben in bunt bemalten Särgen, gewöhnlich unter Musikbegleitung, zu Grabe getragen; bei solchen Begräbnissen von Kindern entfiel auch die Todtenklage, wie überhaupt jeder öffentliche Ausdruck von Schmerz, dafür aber brachte die Familie je nach Vermögen ein Opfer an Mais, Hülsenfrüchten oder Brod dar, was unter die Knaben, Wittwen und Armen vertheilt wurde. Gleiches geschah mit den Opfern, welche die Familien jeden Monat an dem Tage brachten, an welchem für alle Abgeschiedenen der Reduction die heil. Messe gelesen oder gesungen wurde; besonders reich fielen diese Opfer

aus am Feste Allerseelen, wo man dieselben auf den Gräbern ihrer Verstorbenen niederlegte.

Nachdem wir nun gesehen, wie für die religiösen Bedürfnisse in den guaranischen Reductionen gesorgt war, wollen wir das sociale Leben derselben etwas näher ins Auge fassen: wir werden daselbst eine auf Religion gegründete und von religiösen Principien getragene Gemeinschaft der Güter finden, also die Verwirklichung eines Ideals, das man ohne die wahre Religion vergeblich und nur zum Verderben der Menschheit anstreben wird. Als ihr weltliches Oberhaupt erkannten diese Reductionen den König von Spanien an; ihm huldigten sie, so oft ein neuer Statthalter auf Buenos Ayres kam, ihm entrichteten sie einen jährlichen nicht unbedeutenden Tribut. In geistlicher Beziehung standen sie unter dem betreffenden Diöcesanbischof, [1]) wenn auch die Missionäre selbst als Ordensmänner unter ihrem Provincial standen, der zu Buenos Ayres seinen Sitz hatte und die Missionen zu bestimmten Zeiten visitirte. Im Uebrigen war die ganze geistliche und weltliche Leitung der einzelnen Reductionen vollkommen in den Händen der betreffenden Missionäre und es lag nur im Interesse der Reductionen selbst, wenn sich weder die Könige noch die Bischöfe viel in diese Leitung einmischen wollten.

Wenn aber auch jeder Missionär die oberste Leitung einer Reduction selbst in zeitlicher Beziehung führte, so daß ohne Wissen und Willen desselben nichts von irgend welcher Bedeutung geschehen konnte, so hatte doch auch jede Reduction ihre weltliche Obrigkeit und deren untergeordnete Beamten, allerdings sehr wenige, die aber hinreichten zur Besorgung der zeitlichen Angelegenheiten, weil man ihnen aus religiösen Gründen gehorchte, während sie selbst sich der obersten Leitung der Missionäre willig fügten. Wie wir gesehen, wurden bei Einrichtung einer neuen Reduction die ersten weltlichen Beamten, ein Regidor oder Bürgermeister, zwei Alcalden, denen die Rechtspflege oblag, zwei Corregidores, welche für die Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung zu sorgen hatten, einen Procurator oder Verwalter der Vorräthe und Güter der Reduction mit den nothwendigen

[1]) Im Jahre 1743 standen 17 Reductionen unter dem Bischof von Buenos Ayres, die übrigen 13 unter dem Bischof von Assumtion.

Gehilfen bestellt; dazu kamen dann die Aufseher über die Kinder, in den Werkstätten, bei den Feldarbeiten u. s. f. Ferner ist zu bemerken, daß die Bewohner der Reductionen immer aus mehreren Indianerstämmen oder Gruppen bestanden mit je einem Kaziken an ihrer Spitze. Solcher Kaziken gab es in manchen Reductionen 20—30, und sie behielten stets über ihre Untergebenen, die manchmal selbst gegen 100 Familien zählten, eine gewisse Autorität.

Waren einmal auf diese Weise die weltlichen Beamten in einer Reduction bestellt, so wurde alle fünf Jahre ein neues weltliches Oberhaupt gewählt und zwar von dem noch im Amt befindlichen und den beiden Alcalden und Corregidoren, nachdem sie die Wahl mit dem Missionär besprochen; mehrere Candidaten, die verständigsten und angesehensten Männer der Reduction, wurden aufgestellt und man wählte darunter die besten, bei sonst gleichen Eigenschaften aber einen Kaziken, wenn ein solcher sich unter den Candidaten befand. Die Bestätigung der Wahl geschah durch den Statthalter von Buenos Ayres. Wenn ein neuer Staathalter aus Spanien in jener Hauptstadt ankam, begaben sich sämmtliche Regidores der guaranischen Missionen dahin, um dem neuen Stellvertreter des Königs ihre Aufwartung zu machen und ihre Huldigung darzubringen. Als Zeichen seiner Würde trug der Regidor einen Stab, die beiden Alcalden trugen ein dünnes spanisches Rohr. Allen obrigkeitlichen Personen erwies der Indianer, so lange sie im Amte waren, jegliche Ehre, wenn auch nach Niederlegung ihres Amtes jeder Unterschied wieder verschwand.

Aller Grund und Boden, der zu einer Reduction gehörte, war Eigenthum der Gemeinde und unterstand der Gemeindeverwaltung. Ein Theil desselben, gewöhnlich ganz nahe beim Dorfe selbst, war als eigentlicher Gemeindegrund ausgeschieden und mußte von Allen gemeinsam bebaut und bearbeitet werden; das ganze Erträgniß aber wurde den Gemeindevorrathskammern oder Magazinen, wie man sie jetzt nennen würde, zugeführt. Von dem übrigen Grund und Boden erhielt jeder Kazike nach der Zahl der Familien, die unter ihm standen, einen mehr oder minder großen Antheil zugewiesen, den er dann wieder unter seine Leute zur Bebauung und Bepflanzung vertheilte. Niemand durfte die ihm angewiesenen Aecker verkaufen, so wie auch nicht

das Haus, in welchem er wohnte; er hatte von Allem nur die Nutznießung, konnte aber immerhin, was er sich durch Fleiß erwarb, sein Eigenthum nennen und sich mehr oder minder bequem einrichten. So wurde Jedermann in einer Reduction zur Arbeit angehalten und ermuntert und es war eine der vorzüglichsten Sorgen der Missionäre, darauf zu sehen, daß Niemand müßig gehe, der nur immer arbeiten konnte.

Darum begaben sich der Regidor und die beiden Alcalden täglich nach der hl. Messe zum Missionär, theils um ihm über etwaige Vorfälle während der letzten Nacht zu berichten, theils um seine Befehle für den Tag entgegenzunehmen, ob nämlich die Leute für sich oder für die Gemeinde arbeiten sollten. Vor Allem lag den Missionären daran, daß die Kinder beschäftigt und bei der natürlichen Trägheit der Indianer schon von Jugend auf an die Arbeit gewohnt würden. Wenn daher die Knaben und Mädchen, wie oben erwähnt, an Werktagen nach der hl. Messe die Kirche verließen, traten sie in den Hof der Missionäre und setzten sich daselbst, nach dem Geschlechte getrennt und nach dem Alter geordnet, nieder und warteten, bis sie in dieser Ordnung gerufen wurden, um ihr warmes Frühstück zu erhalten; dieses bestand aus gekochtem Mais, oder aus der gekochten Lunge, Leber u. s. w. der eben für den Tag geschlachteten Rinder und sie konnten dasselbe gleich zu sich nehmen, oder auch mit nach Hause tragen, um es dort zu verzehren. War das Frühstück noch nicht fertig, so sagten sie noch einmal den Katechismus her. Die Aufstellung nach dem Alter geschah, theils um besser die Ordnung aufrecht zu erhalten, theils auch, um leichter zu sehen, wer etwa abgehen möchte; daß man sie aber auch nach dem Alter rief, mußte merkwürdiger Weise noch dazu dienen, sie selbst an ihr Alter zu erinnern: waren sie einmal verheirathet, was gewöhnlich nach dem vollendeten 16. Jahre geschah, so vergaßen sie auch bald wieder ihr Alter und kaum Einer unter den mehr erwachsenen Indianern in all den Reductionen wußte bestimmt die Zahl seiner Lebensjahre anzugeben.

Eine halbe Stunde nach dem Frühstück wurde mit der Trommel ein Zeichen gegeben, und die Kinder und die jungen Leute beiderlei Geschlechts versammelten sich wieder vor der Wohnung des Missionärs, um ihre Aufträge für den Tag zu vernehmen. Da wurden nun die einen in die Schule geschickt,

wo sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der spanischen Sprache, in der Musik u. dgl. Unterricht erhielten; andere, welche ein Handwerk lernten, oder bereits ausübten, wurden in die betreffenden Werkstätten geschickt, welche fast alle in der Nähe der Wohnung errichtet waren; die ganz kleinen Kinder von 4—6 Jahren, welche noch nicht arbeiten konnten, blieben unter der Aufsicht eines Mannes oder Weibes vor der Kirchthüre zurück und lernten durch beständiges Vorsagen und Nachsprechen das Vater unser und andere Gebete; die übrigen Kinder und jungen Leute endlich zogen mit ihren Aufsehern und unter Vorantragung eines Heiligenbildes, gewöhnlich auch mit Trommel und Pfeife hinaus auf's Feld, um dort eine ihren Kräften angemessene Arbeit zu verrichten, und so sich für die Gemeinde nützlich zu machen. Das eigentliche Arbeitsfeld für sie waren die Gemeindeäcker. Daselbst angekommen, stellten sie das Heiligenbild an einem geziemenden Orte auf, gingen an ihre Arbeit, nahmen dann zu Füßen des Heiligen ihr Mittagsmahl ein und kehrten am Abend vor dem Rosenkranz in derselben Weise, wie sie ausgezogen, wieder zur Wohnung der Missionäre zurück. P. Sepp kann den Fleiß und den Eifer der jungen Indianer nicht genug rühmen. „Man wird mir kaum glauben, schreibt er, wenn ich sage, wie arbeitsam meine kleinen Indianer, Knaben wie Mädchen, sind. Sie tragen die Ziegel herbei, pflanzen und sammeln die Baumwolle und den Mais, säubern und jäten die Obst- und Gemüsegärten, bewässern die jungen Pflanzen und Bäume, versetzen den Tabak und das Zuckerrohr, kehren an den Samstagen die Wohnung der Missionäre, bringen an hohen Festtagen Blumen, die Altäre damit zu zieren und den Boden der Kirche damit zu bestreuen, suchen die Wurzeln zum Färben der Wolle und sammeln in den Wäldern verschiedene Früchte zum Essen.“ Als Lohn für ihre Mühe, setzt P. Sepp hinzu, erhielten sie am Ende der Woche eine fette Kuh, oder einen Stier, die sie sich schlachten lassen konnten.

Auch die Weiber hatten einige Tage in der Woche für die Gemeinde zu arbeiten, namentlich durch Spinnen. Am Morgen solcher Tage erhielten sie nach der hl. Messe eine bestimmte Menge Baumwolle zugewogen und lieferten am Abend das Gespinnst an den Procurator der Reduction, der dasselbe im allgemeinen Vorrathshause niederlegte und dann davon an die Weber

vertheilte, deren etwa 20 in der Reduction waren. Die Weber lieferten ihrerseits die Stücke Zeug gleichfalls an den Procurator ab, der sie zu dem Missionär brachte und ihm Rechnung legte. Nur diese Weber erhielten für jedes Stück, das sie abgaben, 5 Ellen von dem Zeug, während alle anderen Handwerker, sie mochten für die Gemeinde oder für die Einzelnen arbeiteten, nichts bekamen, sondern umsonst zu arbeiten hatten. Brach z. B. Jemandem die Axt, so trug er sie einfach zur Schmiede und sie wurde ihm umsonst gemacht; ebenso brauchten die Weiber, wenn sie für sich und ihre Familie spannen, das Gespinnst blos zum Weber zu tragen, und es wurde ihnen umsonst gewoben. Außer den bezeichneten Tagen hatte das Weib das Hauswesen zu besorgen, namentlich das Essen zu bereiten und das zum Kochen und Trinken nöthige Wasser herbeizuholen, weßhalb auch jedes Mädchen bei seiner Verheirathung einen Topf zum Kochen, ein anderes Gefäß zum Wasserholen und ein Netz als Schlafstätte mitzubringen hatte: das die ganze, aber auch einzige Aussteuer, welche unbedingt gefordert wurde.

Endlich hatten auch die Männer ihre bestimmten Tage in der Woche, an welchem sie für das Gemeinwesen arbeiten mußten, während sie für das Haus und die Familie weniger zu sorgen hatten; das nöthige Holz zum Kochen herbeizuschaffen, war ihre ganze Beschäftigung im Haus; dafür durften sie aber auch zuerst essen, und erst, was sie übrig ließen, gehörte dem Weibe. Deßhalb jedoch waren sie nicht müßig, sondern arbeiteten entweder auf ihren eigenen Feldern, oder in den Werkstätten u. s. w.

Eine eigene Einrichtung bestand in diesen guaranischen Missionen zur Zeit der Aussaat und der Ernte; so weit es möglich war, hatte da jede andere Arbeit zu ruhen. Der Missionär bestimmte den Tag, wenn mit der Bestellung der Aecker begonnen werden sollte, und der ansässige Indianer erhielt zu diesem Zwecke, wenn er nicht selbst schon Zugvieh hatte, ein Joch Ochsen, die er aber nach vollendeter Arbeit wieder abzuliefern hatte; war die Anzahl der einer Reduction gehörigen Zugthiere nicht groß genug, so theilte man eben aus, so viele man ihrer hatte, und während dann ein Theil der Männer mit dem Pflügen beschäftiget war, hatten die anderen Bäume zu fällen, das Gebüsch zu verbrennen, die Felder einzuzäunen, bis auch an sie die Reihe des Pflügens kamen. Bei dieser Gelegenheit arbeiteten selbst die

Kaziken mit, obwohl sonst ihnen ihre Untergebenen die Arbeit verrichteten, und sie selbst blos die Aufsicht zu führen hatten; übrigens mußten doch auch die Missionäre immer nachsehen, damit Alles in Ordnung geschah. Waren in solcher Weise die Felder bereitet, so holte sich Jeder an dem zur Aussaat bestimmten Tage den nöthigen Samen, Mais oder Getreide; Anfangs wenigstens hatte man wohl auch darauf zu sehen, daß sie den Samen wirklich aussäeten und nicht etwa schon gleich zu Hause verzehrten; denn Vorsorge treffen für die Zukunft lernten diese Indianer erst nach und nach, so wie es Anfangs wohl auch vorgekommen, daß sie die Ochsen, womit sie hätten pflügen sollen, über Nacht schlachteten und verzehrten, wofür sie dann allerdings gestraft wurden. Gewöhnlich wurde zweimal ausgesäet und beide Aussaaten gediehen sehr wohl, wenn sie nur ein wenig gepflegt wurden; eine dritte Aussaat kam selten mehr zur Reife, was aber den Indianer wenig kümmerte, denn für ihn war der Mais schon genießbar, wenn er auch nur Körner angesetzt hatte. Die Weiber wurden gleichfalls auf dem Felde beschäftigt, namentlich mit dem Pflanzen und Einheimsen der Baumwolle, wobei sie wieder von den Kindern unterstützt wurden. Wie bei der Aussaat, so hatten auch bei der Ernte Alle zusammenzuhelfen, und damit um so weniger Zeit verloren gehen möchte, wohnten die Männer während der Aussaat sowohl, als während der Ernte mit Ausnahme der Sonn- und Festtage in eigens zu diesem Zwecke neben den Feldern errichteten Strohhütten. Uebrigens kostete es die Missionäre große Mühe, die Leute an eine etwas angestrengte Thätigkeit zu gewöhnen, und es verdarb gar viele Baumwolle auf dem Felde, weil die Leute zu faul waren, sie einzusammeln; es würde auch mit dem Mais und Getreide und den Hülsenfrüchten so gegangen sein, wenn nicht die Missionäre dafür gesorgt hätten, daß sie zur rechten Zeit eingebracht wurden. Die von den Gemeindeäckern erzielte Ernte wurde an das allgemeine Magazin abgegeben, sonst behielt Jeder für sich, was seine Felder ihm trugen; die Melonen aber, welche man auf den Feldern pflanzte, und welche dann die Knaben sammelten und nach der Reduction brachten, sowie das Obst, wurden sogleich unter das Volk vertheilt.

Von besonderer Wichtigkeit für die Reductionen war der sogenannte paraguanische Thee. Es besteht aber dieser Thee

aus den Blättern eines Baumes, der nicht überall in jenen Gegenden vorkommt, und selbst dort, wo er sich findet, nur vereinzelt unter den übrigen Bäumen des Waldes angetroffen wird. Zwar hatten mehrere Reductionen versucht, diesen Theebaum in ihre Nähe zu verpflanzen und kleine Wäldchen davon anzulegen allenfalls wie es mit den Olivenwäldern in Spanien geschah; allein nur wenigen gelang der Versuch, so daß die meisten genöthigt waren, ihren Theebedarf aus weiter Ferne zu holen. Da zog jährlich aus diesen Reductionen eine Schaar von 50 Männern und noch mehr, nachdem sie zuvor die Sacramente empfangen hatten und aus dem Gemeindevorrath mit Lebensmitteln auf 2—3 Monate versehen worden waren, nach den oft über 100 Meilen entlegenen Wäldern, um Thee zu sammeln; manchmal war die Ausbeute so gering, daß eine zweite, ja selbst noch eine dritte Expedition abgeschickt werden mußte. Jeder nämlich gab von dem Thee, welchen er nach Hause brachte, eine Arabo (= 25 ℔) als Tribut ab, den er dem König zu entrichten hatte; auch allen übrigen Thee lieferte er an das Gemeindemagazin ab und erhielt dafür nach der Menge und Güte der Waare eine kleine Erkenntlichkeit. Es belief sich aber der Theebedarf der 30 guaranischen Missionen jährlich auf 25—30,000 Aroben, oder 6—7000 Zentnern; überdies wurden noch jährlich 10—12,000 Aroben nach Buenos Ayres geschickt. Jährlich nämlich gingen aus jenen Reductionen allein vier Fahrzeuge dahin ab, mit Thee und Baumwollengarn beladen; aus dem Erlös für diese Waare wurde der jährliche Tribut von 22,016 Pesos bezahlt und Verschiedenes eingekauft, was man in den Reductionen nicht haben konnte, z. B. Salz, rohes Eisen, Stahl, Messer, Nadeln, Scheeren, Medaillen, buntgefärbte Zeuge zu Kleidern für die Kaziken, Beamten, Musiker und Tänzer, Wein Tabak u. s. w. Besonders glücklich schätzten sich diese guten Indianer, wenn sie aus der Hauptstadt etwas Schönes für ihre Kirche nach Hause bringen konnten. Ueberhaupt, wenn sie in eine fremde Reduction kamen oder auch in eine spanische Stadt und daselbst in der Kirche einen Schmuck sahen, den ihre eigene Kirche noch nicht besaß, so ruhten sie nicht, bis ihre Missionäre ihn ebenfalls angeschafft.

So wurde für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in den guaranischen Reductionen gesorgt, und es war jetzt Sache der

Missionäre, das Gemeindegut in kluger Weise zu verwalten und zu vertheilen. Was zunächst die Kleidung betrifft, so wurde der hiezu nöthige Wollenzeug an alle Bewohner der Reduction vertheilt und zwar einmal im Jahre an die Männer und Weiber, welche ohne Rücksicht auf ihre Größe je 8 Ellen erhielten, und zweimal an die Knaben und Mädchen, welche je nach ihrer Größe 5 oder 6 Ellen bekamen; verfertigt wurden die Kleider zu Hause, denn viel Kunst ward dazu nicht erfordert. Hatte aber Jemand auch während der Zeit sein Kleid abgenützt oder zerrissen, oder hatte etwa ein Knabe oder Mädchen, wie es wohl auch geschah, das seinige verloren, so wurde ihm aus dem allgemeinen Vorrath der Stoff zu einem neuen Kleide gegeben; ja der Betreffende brauchte sich nicht einmal zu melden, man half dem Bedürfniß ab, sobald es entweder von den Missionären oder vom Procurator bemerkt wurde. Die Vertheilung des Wollstoffes selber fand immer an einem bestimmten Tage statt; die Leute kamen nach den Geschlechtern getrennt, mit ihren Kaziken und so wurde Niemand übergangen, konnte aber auch Niemand öfter denn einmal betheiliget werden.

Wie die Kleidung, so war auch die Nahrung sehr einfach. In jeder Haushaltung hatte man Mais, Hülsenfrüchte u. dgl., welche einen Theil der gewöhnlichen Nahrung bildeten. Ging etwa dieser Vorrath vor der Zeit aus, so theilte man aus dem allgemeinen Vorrath mit, so lange es ging; denn der Procurator hatte immer an die nächste Aussaat zu denken. Wenn auch dergleichen Lebensmittel genug vorhanden waren, so wurde dennoch dreimal in der Woche geschlachtet und Fleisch vertheilt; manchmal aber geschah es, daß in Folge einer Mißernte die Leute blos auf Fleisch angewiesen waren, und in solchen Fällen mußten täglich 12, 20, ja selbst 30 Rinder geschlachtet werden. Das Schlachten geschah gewöhnlich in einem der Höfe der Missionäre; das Thier wurde zerlegt; man brachte die Stücke auf die Straße und auf ein gegebenes Zeichen, wenn die Vertheilung nicht etwa gleich nach dem Rosenkranz geschah, kamen die Leute mit ihren Kaziken, und Jeder nahm, was ihn traf, und ging vergnügt von dannen. Da die Kinder, wie wir gesehen, anderswoher ihr Morgen-, Mittag- und Abendessen erhielten, so war das ausgetheilte Fleisch eigentlich nur mehr für die Eltern, immerhin aber reichlich genug, daß selbst für die Kinder noch etwas übrig blieb.

An den höchsten Festen des Jahres gab es auch bei den Guaraniern „große Essen", deren ganze Herrlichkeit darauf hinauslief, daß sie für solche Tage mehr Fleisch bekamen und Weizenbrod, wenn überhaupt eines vorhauden war; ferner kamen auch Hühner auf den Tisch und Freunde und Verwandte luden einander zum Mahle; sollte aber Jemand zufällig nicht geladen worden sein, so gab es in jedem Hause immer noch einen Platz für ihn am Tische, er mochte hinzutreten, wo er wollte. Gewöhnlich wurde an solchen Tagen das Mahl im Freien vor dem Hause genossen, doch nie, ohne daß es der Missionär zuvor gesegnet hatte. Zu diesem Zwecke begab sich derselbe in das betreffende Haus, wo etwa ein solches Mahl z. B. bei Gelegenheit einer Hochzeit gehalten wurde, oder, was den Leuten selbst lieber war, weil es dabei mehr Ceremoniell gab, sie legten das Ausgesuchteste ihres Mahles auf 4 oder 6 kleine Tragtische, brachten diese unter Musik in den Hof der Missionäre, während dieselben bei Tische waren, und stellten sie daselbst auf, und zwar um einen kleinen Tisch, welcher die Form eines Altares hatte und auf welchem das Bild des Heiligen stand, den man eben feierte, oder auch ein Bild, das an das Geheimniß erinnerte, welches an dem Tage begangen wurde. Der Missionär kam heraus, segnete die Speisen und nun kehrten die Leute mit den Tischen zu ihren Wohnungen zurück, um das Mahl zu beginnen; die vornehmsten Gäste saßen dabei, die andern standen, was ihnen ganz gleichgiltig war.

Nun müssen wir auch der Strafen erwähnen, womit die äußere Ordnung und Zucht in diesen Reductionen aufrecht erhalten wurde. In den bei weitem meisten Fällen genügte ein Wort der Mahnung von Seite der weltlichen Obrigkeit, oder des Missionärs; für bedeutendere Vergehen gab es Freiheitsstrafen oder auch körperliche Züchtigung, denen sich die Schuldigen ohne Widerrede unterzogen; ja, sie küßten die Hand, die sie gezüchtiget hatte. Weiber, welche sich eines Vergehens schuldig gemacht, das bei Männern mit Gefängniß bestraft wurde, brachte man zur Strafe und Besserung, welchen doppelten Zweck man nie aus den Augen ließ, in ein Haus, welches übrigens auch andere, unschuldige Personen beherbergte. Es wohnten nämlich daselbst unter eigenen Aufseherinnen einige verlassene Mädchen, ferner Wittwen, welche weder Vater noch Mutter mehr hatten,

bei welchen sie ihren Wittwenstand hätten verleben können; auch Weiber, deren Männer eine weite Reise zu unternehmen hatten, zogen sich während der Abwesenheit derselben in dieses Haus zurück: so wenig Entehrendes lag darin. Diese Weiber und Wittwen und Mädchen wurden auf Kosten der Gemeinde genährt und gekleidet, arbeiteten aber auch für die Gemeinde, jedoch nur sehr selten auf dem Felde und dann unter Aufsicht, wie sie überhaupt nur mit einander ausgingen, um den Feierlichkeiten in der Kirche beizuwohnen, von wo sie auch wieder gemeinschaftlich nach Hause zurückkehrten. Es war dies somit eine Art Pfründner- und Besserungsanstalt und eine große Wohlthat für jede Reduction. Merkwürdig ist die Wirkung der Strafen auf die christlichen Indianer; es wird ausdrücklich erwähnt, daß Rückfälle beinahe beispiellos waren. Um jedoch, was wir so eben bezüglich der Strafen gesagt, mit den Zeugnissen in Einklang zu bringen, welche wir sogleich über das religiöse und sociale Leben in diesen Reductionen der Guarani anführen wollen, müssen wir drei Klassen von Bewohnern derselben wohl unterscheiden. Es gab welche, und sie bildeten, wenigstens in späterer Zeit, immer die überwiegende Mehrheit, die von Jugend auf in der Religion unterrichtet worden waren; Andere hatten erst als Erwachsene und vielleicht vor noch nicht langer Zeit die Taufe empfangen, und in diesen konnte der Kampf zwischen dem alten Indianer und dem neuen Menschen in Christus ohne Zweifel noch einige Zeit fortdauern; wieder Andere waren erst jüngst in die Reduction gekommen und noch Heiden, oder wenn man will, Catechumenen, und von diesen namentlich gilt es, wenn die Missionäre von den außerordentlichen Schwierigkeiten reden, diese Wilden an Zucht und Ordnung und an ein christliches Leben zu gewöhnen.

Endlich noch ein Wort über die Vertheidigung der Reductionen gegen äußere Feinde. Es waren aber diese Feinde theils bewaffnete, theils unbewaffnete. Zu den letztern zählten besonders nicht wenige Spanier, welche entweder aus Neugierde, oder um Handel zu treiben, oder geradezu mit der Absicht in die Reductionen kamen, um durch wahre oder trügerische Versprechungen arglose Indianer an sich zu locken, und sie dann, wenn sie dieselben ausgenützt und nicht selten an Leib und Seele zu Grunde gerichtet hatten, wieder wegzuschicken. Da

aber auch viele Spanier, welche blos Neugierde oder der Handel in die Reductionen brachten, nicht immer das erbaulichste Leben führten und durch ihr schlechtes Beispiel an Einem Tage zerstören konnten, was die Missionäre mit so großer Mühe Jahre hindurch aufgebaut hatten, so wird man es den Jesuiten in Paraguay nicht verdenken können, wenn sie gegen solche Uebel die nöthige Vorkehrung trafen und zuletzt einen eigenen königlichen Befehl erwirkten, daß ohne ihre Erlaubniß kein Fremder die Reductionen sollte betreten dürfen. Wenn aber auch ein Fremder diese Erlaubniß erhielt, so wurde er auf's strengste überwacht, um kein Unheil anrichten zu können. Seine Wohnung fand er entweder im Hause der Missionäre, oder in einem eigenen, zur Aufnahme von Fremden bestimmten und außerhalb des Dorfes liegenden Hause; in dem einen wie in dem anderen Falle ward er reichlich bewirthet; wenn er aber ausging, war er immer von einem Missionär oder Alcalden begleitet; und ließ er sich auch nur die geringste Unordnung zu Schulden kommen, so wurde er unverzüglich unter zuverlässiger Bedeckung über die Grenzen der Reductionen „abgeschoben". Uebrigens hatten die heidnischen Indianer einen eigentlichen Haß gegen die Spanier und Portugiesen, und sogar die christlichen Indianer einen gewissen Abscheu vor denselben wegen der Unbilden und barbarischen Behandlung, welche zum Theil sie selbst noch, zum Theil ihre Väter von ihnen erfahren hatten [1]).

Um die Reductionen gegen die Angriffe und Ueberfälle noch heidnischer Indianer, oder der s. g. Mameluken und portugiesischer Räuberhorden zu schützen, mußte die waffenfähige Mannschaft auch im Kriegshandwerk eingeübt werden. In jeder Reduction befand sich darum ein eigenes Zeughaus, in welchem nach jedem Exercitium, das wöchentlich einmal vorgenommen wurde, die vertheilten Waffen wieder niedergelegt werden mußten. Es ist geradezu lächerlich, den Jesuiten einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß sie die Indianer auch im Gebrauch der Feuerwaffen eingeübt; denn abgesehen davon, daß darin vielmehr ein Zeugniß liegt, welches Vertrauen sie auf ihre Untergebenen setzen konnten, hatten sie auch dabei nicht ohne

[1]) Man vergleiche nur, was Muratori in seinem Werk: „Das glückliche Christenthum," I. Thl. 6. und 7. Cap. über diesen Punkt berichtet.

Erlaubniß des Königs gehandelt. Und der König gab diese Erlaubniß nicht umsonst; denn nicht nur waren diese bewaffneten Indianerschaaren die beste Schutzwehr für ihre eigenen Reductionen, sondern sie leisteten der Krone von Spanien und den spanischen Colonien gegen deren Feinde bei verschiedenen Gelegenheiten die erheblichsten Dienste.

Das also waren die Einrichtungen der Reductionen in religiöser und socialer Beziehung, und wir wollen nun einige Zeugnisse über den glücklichen Zustand ihrer Bewohner vernehmen. Don Pedro Faxardo, Bischof von Buenos Ayres, schrieb, nachdem er eine Visitation der zu seinem Bisthum gehörigen Reductionen vollendet hatte, an König Philipp V. von Spanien i. J. 1721 unter Anderm, wie folgt: „Es herrscht unter diesen zahlreichen Völkerschaften, welche aus Indianern bestehen, die von Natur aus zu Lastern aller Art geneigt sind, eine solche Unschuld, daß ich glaube, es werde daselbst keine einzige Todsünde begangen, da die Wachsamkeit der Hirten die geringsten Fehler vorhersieht und ihnen zuvorkommt. Ich war an einem Festtage Unserer Lieben Frau in einer ihrer Ortschaften und sah daselbst achthundert Personen zur heiligen Communion gehen. Darf man sich da noch wundern, wenn der Feind des menschlichen Heiles so viele Stürme gegen ein so heiliges Werk erregt und seine ganze Kraft aufbietet, um es zu zerstören? Es ist allerdings wahr, daß die Missionäre mit besonderer Sorgfalt jeden Umgang ihrer Indianer mit den Spaniern zu verhüten suchen, allein sie haben auch wichtige Gründe dazu; denn dieser Umgang wäre für ihre Unschuld eine verderbliche Pest und würde Ausschweifungen und Sittenverderbniß unter sie bringen."

Später, unterm 8. Jänner 1743, schrieb Bischof Joseph Peralta von Buenos Ayres gleichfalls nach Visitation über die 17 zu seinem Sprengel gehörigen guaranischen Reductionen an denselben König Philipp V. von Spanien: „Was ich daselbst mit eigenen Augen gesehen und gleichsam mit Händen gegriffen habe, gewährte mir solch unglaublichen Trost, daß mir alle Beschwerden der Visitation leicht vorkommen.... Als ich sie verlassen sollte, konnte ich ohne großen Schmerz mich kaum von ihnen trennen, so tief bewegt war ich durch die Beweise ihrer zärtlichsten Theilnahme und Frömmigkeit. Darum danke ich dem Herrn beständig für den so reichen Segen, welchen er durch

diese apostolischen Männer der Gesellschaft Jesu über jene Völker ausgegossen hat. Denn sie sind der Art damit beschäftigt, ihre Indianer zu unterrichten, sie im katholischen Glauben zu befestigen und im Gehorsam gegen Eure Majestät zu erhalten, sie sind darin so unermüdet und eifrig, daß sie diese Eigenschaften von ihren Vorfahren ererbt zu haben scheinen. Der Anblick der Kirchen, der Schmuck des Gotteshauses, die Andacht und Ehrerbietung im Dienste des Altares, das Liebliche der heiligen Lieder, die Pracht bei der Feier des Gottesdienstes, die Liebe zu dem im Sacramente verborgenen Heiland, alles das rief in mir Gefühle hervor, die sich nicht ausdrücken lassen; andererseits aber war ich wieder betrübt, als ich einen so großen Unterschied wahrnahm zwischen diesen neubekehrten Völkern und denen, die schon seit langer Zeit her christlich sind, wie diese letztern von der Andacht der erstern lernen möchten, mit welcher Ehrerbietung sie ihren gemeinsamen Herrn und Gott verehren und anbeten sollten. Was mich aber am meisten rührte, war, daß ich am frühen Morgen immer eine ganze Schaar von Knaben und Mädchen, nach ihrem Geschlechte getrennt, zur Kirche eilen sah, um den Herrn in den süßesten und andächtigsten Liedern zu loben. Abends vor Sonnenuntergang wiederholte sich dieses Schauspiel, so daß ich zu behaupten wage, es sei, wie die Schrift sagt, in diesen Reductionen Morgen und Abend wie Ein Tag nämlich Ein Tag des Herrn. Das sind die Früchte des Fleißes, der Wachsamkeit und des Eifers, womit diese frommen Ordenspriester der Gesellschaft die ihnen anvertrauten Völker erziehen und unterrichten."

Hören wir nun das Zeugniß eines Mannes, dem die katholische Kirche ein Greuel war und den man gewiß nicht zu den Freunden der Jesuiten zählen wird; es ist Robertson, der sich in seiner Geschichte Kaiser Karls V. über das Wirken der Jesuiten im südlichen Amerika blos vom Humanitätsstandpunkt aus in folgender Weise ausspricht: „Amerika, sagt er, war vorzüglich der Schauplatz, wo alle göttlichen und menschlichen Tugenden der Jesuiten in ihrem höchsten und schönsten Glanze strahlten. Die ersten rohen Eroberer, und jene, welche ihnen folgten, hatten bis dahin keinen andern Zweck gekannt, als zu rauben, zu morden und sich zu bereichern; blutige Spuren bezeichneten jeden ihrer Schritte; zertreten war überall der schönste Segen der Provin-

zen; ehemals herrlich blühende Gegenden waren in schauerliche Einöden verwandelt; ganze Geschlechter und Völkerschaften ausgerottet, und mit lechzender Zunge trank nun der erbarmungslose Europäer das Blut und den Schweiß der noch übrigen, nicht gemordeten, oder in unzugängliche Wälder geflüchteten Indianer. So war der Zustand dieses unglücklichen Theiles unserer Erdkugel, als die Jesuiten allda ankamen. Diese waren die ersten, welche bei ihrer Niederlassung auf diesem durch alle Laster und Verbrechen Europa's besudelten Boden ganz allein reinen, blos auf Beglückung der leidenden, so tief gebeugten Menschheit berechneten Zweck hatten .... Sie fanden die Eingebornen dieser Gegenden in einem Zustande, welchen man die unterste Stufe menschlicher Cultur nennen kann. Die ersten Elemente eines gesellschaftlichen Vereins, oder einer Regierung waren ihnen fremd, die nothwendigsten mechanischen Künste völlig unbekannt, und ihre ganze Industrie beschränkte sich auf Jagd und Fischerei, welche ihnen zur Fristung ihres dürftigen Lebens die einzigen Nahrungsmittel, und zwar oft nur sehr kärglich, darboten. — Diese Wilden in gesittete Menschen zu verwandeln, war der schöne Zweck der Jesuiten. Von diesen lernten jene nun die Erde bebauen, zahmes Vieh aufziehen und menschlichen Wohnungen sich errichten. Die Jesuiten beredeten die vorher einzeln herumschweifenden Wilden, mit einander in gemeinschaftlichen Dörfern zu leben, führten sie sodann zu mechanischen Künsten und Manufactur-Arbeiten an, und verschafften ihnen auf diese Art alle Annehmlichkeiten eines mit Ruhe und Ordnung verbundenen geselligen Lebens. Mit unbedingtem Gehorsam überließen diese dankbaren Völker sich nun der Leitung ihrer Wohlthäter; und allgemein geehrt, geliebt, ja man darf sagen, angebetet, waren einige wenige Jesuiten hinreichend, um mehrere Hunderttausende Indianer zu regieren. Eine vollkommene Gleichheit herrschte unter allen Gliedern einer Gemeinde! Jedes war verbunden, zu arbeiten, aber nicht für seinen eigenen, sondern für den gemeinschaftlichen Nutzen. Der Ertrag der Ländereien, sowie die Erzeugnisse aller Industriezweige wurde in öffentlichen Magazinen niedergelegt, aus welchen jeder Einzelne nun Alles erhielt, was zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nothwendig war. Durch diese Einrichtung waren alle Leidenschaften, welche so oft die bürgerliche Gesellschaft stören, und für manches

Mitglied derselben so verderblich werden, gänzlich aus dem Kreise dieser Völker verbannt. Etliche obrigkeitliche Personen, von den Indianern selbst gewählt, wachten über die öffentliche Ruhe, und sicherten den Gesetzen den nothwendigen Gehorsam. Todesstrafen, so gewöhnlich unter jeder andern Regierung, waren hier gänzlich unbekannt. Ein Verweis von einem Jesuiten, eine öffentliche Beschämung, und, obschon nur sehr selten, einige Ruthenstreiche waren hinreichend, um Ordnung unter diesen unschuldigen und glücklichen Kindern der Natur zu erhalten[1])."

Diesem Zeugniß eines protestantischen Schriftstellers wollen wir noch das Zeugniß eines Mannes beifügen, der zur Zeit, als er dasselbe ablegte, zur Secte der s. g. Philosophen des vorigen Jahrhunderts und somit zu den entschiedensten Feinden des Christenthums gehörten: es ist Raynal, der in früheren Jahren selbst dem Jesuitenorden angehört hatte, der aber dann wegen seiner irreligiösen Grundsätze aus demselben ausgestoßen worden war. Er schreibt über die Reductionen von Paraguay, wie folgt: „Der Reiz der Neuheit, verbunden mit dem äußeren Gepränge und der hohen Majestät kirchlicher Ceremonien, zog die Indianer in die christlichen Tempel, wo die schönsten und angenehmsten himmlischen Eindrücke sie zu frommen Gefühlen stimmten. Hier war es, wo die Religion in ihrer ganzen holden Schönheit erschien, und vorzüglich waren es ihre Diener, durch deren Liebenswürdigkeit sie alle Herzen sich gewann. Nichts war mit der Reinheit der Sitten, dem zarten, blos von Liebe geleiteten Eifer und der väterlichen Sorgfalt der Jesuiten in Paraguay zu vergleichen. Jeder Pfarrer war — und zwar in dem ganzen Umfange des Wortes — eben sowohl der Vater, als der geistliche Führer seiner ihm anvertrauten Pfarrkinder. Sein Ansehen war beinahe kaum bemerkbar; denn nur dasjenige, was die Religion, an welcher Er, wie seine Indianer, mit gleicher Ehrfurcht mit gleicher Liebe hingen, nur was diese befahl, verbot oder strafte; befahl, verbot, oder strafte auch Er. Eine Regierung, unter der Niemand den Müßiggang kannte, wo aber auch Niemand unter der Last drückender Arbeit erlag; wo die Nahrung stets gesund, reichlich, und für alle, ohne Unterschied, die nämliche war; wo es keinem, weder an zweckmäßiger

[1]) Dallas über den Orden der Jesuiten 2. Aufl. 1852 S. 19 ff.

Kleidung, noch an reinlicher und bequemer Wohnung gebrach; wo Wittwen und Waisen stets eine ihnen entgegenkommende väterliche Fürsorge, und Greise, Gebrechliche und Kranke stets heilende Kräuter und pflegende Hände fanden; wo Habsucht, niedriges Interesse die Ehen nicht fesselte, sondern das Herz allein die Wahl des Gatten oder der Gattin bestimmte, und zahlreich heransprossende Kinder nicht der Eltern Last, sondern ihr Trost und Segen waren; wo schwelgender Reichthum und nacktes Elend, diese beiden Quellen alles physischen und moralischen Elendes, das Leben der Bürger nicht verkürzten; wo kein erzwungener Reiz der Phantasie erkünstelte Leidenschaften erzeugte und unnatürliche Bedürfnisse gebar; wo alle menschlichen Triebe in schönstem Einklang mit Natur und Vernunft keine sie erstickenden Fesseln trugen; wo man alle Vortheile des Handels genoß, ohne von den mit Reichthum verbunden Lastern angesteckt zu werden; wo reichlich gefüllte Magazine und wechselseitige und unentgeltliche Hülfeleistung aller durch das Band der Religion zu einem Bruderbund verbanten Völkerschaften jede einzelne gegen Mangel schützte, welchen Unbestand oder Ungunst der Witterung überall so oft herbeizuführen pflegen; wo die öffentliche strafende Gewalt sich nie in die traurige Lage versetzt fand, einen Verbrecher zu finden, den die Gesetze zum Tode, oder zu einer entehrenden, oder auch nur lange anhaltenden Strafe hätten verurtheilen müssen; wo Auflagen und Prozesse, diese Geißeln der Menschheit, selbst nicht einmal dem Namen nach bekannt waren.[1])"

„Ich bitte die Leser, fügt der Protestant Dallas bei, diese Darstellung, die doch aus der Feder eines Raynal, mithin gewiß aus einer unverdächtigen Quelle geflossen, gegen jenes lügenhafte, erbärmliche Gewäsche zu stellen, nämlich: gegen jene Sclaverei, in welcher die Jesuiten die armen Indianer hielten, gegen die Härte und Grausamkeit, mit welcher sie dieselben beherrschten u. s. w. u. s. w. Kurz, wir bitten unsere Leser, Raynals Gemälde von Paraguay unter den Jesuiten mit jenen Anklagen zu vergleichen, welche der Geist der Lüge, welche Bosheit und Ver-

[1]) Diese Stelle ist aus Raynals Histoire philosophique du commerce et des établissements des Européens dans les deux Inde.

leumdung in leidenschaftlicher Verblendung gegen einen Orden gerade deswegen zu erheben sich erfrechte, weil derselbe unter einer fremden Zone das verwirklichte, was allen Philosophen vorher blos ein menschenfreundlicher, glücklicher Traum zu sein schien; und welcher da ein Paradies, eine Unschuldswelt schuf, wo man, bevor sein glühender Eifer ihn hinführte, nichts als die rauchenden Trümmer europäischer Grausamkeit und europäischen Golddurstes erblickte." [1]) Schließen wir diese Zeugnisse mit den bekannten Worten des großen Naturforschers Buffon: „Ohne alle anderen Waffen", sagt er, „als blos durch die moralische Kraft der Tugend, gesetzlose Leidenschaften gebändigt, rohe und völlig wilde Nationen civilisirt, und auf diese Art ein neues Reich gegründet zu haben: das ist unstreitig der höchste Triumpf der christlichen Religion" — in socialer Beziehung.

Aehnliche Triumphe könnte die katholische Kirche — denn sie ist es, welche als die alleinige Trägerin der christlichen Religion jene Wunder im südlichen Amerika gewirkt, — auch jetzt noch in Europa feiern, wenn man ihr die Freiheit gewähren wollte, deren sie sich unter den wilden Horden von Paraguay zu erfreuen hatte. Es ist wahr, Europa steht auf einer ungleich höheren Stufe der Cultur, als einst der heidnische Indianer in den Urwäldern von Amerika gestanden; aber es dürfte immerhin eine Frage sein, ob nicht ein beträchtlicher Theil der Bewohner des civilisirten Europa moralisch tiefer gesunken ist, als jene heidnischen Guaranier es waren, ehe sie den wahren Gott kennen gelernt. Diese armen Wilden hatten kaum mehr eine dunkle Vorstellung von einem höchsten Wesen, aber besser, Gott nie gekannt zu haben, als, nachdem man ihn kennen gelernt, ihn zu läugnen und dem nackten Materialismus zu huldigen, wie es von Seite so Vieler geschieht, welche auf eine hohe geistige Ausbildung glauben Anspruch machen zu dürfen. Der Indianer war roh und zügellos in seinen Leidenschaften, seine Rache war schrecklich, sein Zorn fürchterlich, seine Grausamkeit wahrhaft barbarisch und gar oft bezeichnete Blut jeden seiner Schritte; allein hört wohl das Verbrechen auf, ein Verbrechen zu sein, wenn es sich in gefälligere Formen hüllen kann? Was für ein Unterschied zwischen den wilden Kämpfen der verschiedenen In-

[1]) Ueber den Orden der Jesuiten. 2. Aufl. S. 303, f.

dianerstäme untereinander und den grauenhaften Kriegen der civilisirten Völker Europa's gegen einander mit all ihren schrecklichen Mordwaffen, in deren Erfindung sie sich gegenseitig zu überbieten suchen? Welch ein Unterschied zwischen dem tollkühnen Indianer, der sich in seinem Zorn, oder in seinem Uebermuth selbst zerfleischt und zerschneidet, und dem civilisirten Europäer, der, oft um geringer Ursachen willen, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende macht? Welch ein Unterschied zwischen einem von Chicha berauschten Indianer und einem betrunkenen Europäer, zwischen der Grausamkeit eines Wilden in Amerika, der sich am Blut und vielleicht selbst am Fleisch seines erschlagenen Feindes labt, und jener eines civilisirten Europäers, der mit kaltem Blute Hunderte, selbst Tausende dem äußersten Elend preisgibt, nachdem sie ihm ihre Kräfte, ihren Schweiß und ihre Gesundheit zum Opfer gebracht haben? Und geht nicht Ein mächtiger Schrei des Entsetzens durch ganz Europa über die täglich sich mehrenden Verbrechen? Ist nicht das beständige Pochen auf Cultur und Fortschritt auf allen Gebieten der Wissenschaft ein wahrer Hohn auf die moralischen Zustände mancher Länder vom s. g. christlichen Standpunkt aus betrachtet, wird es einst am Tage des Gerichtes den armen heidnischen Indianern nicht besser ergehen, als den von Gott und seiner Religion abgefallenen Bewohnern der alten Welt?

Aber auch die Sache blos vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, wird man gestehen müssen, daß wir bei aller Civilisation nicht blos in sittlicher, sondern auch in materieller Beziehung noch einen guten Theil von socialer Barbarei zu überwinden haben. Ein neuerer englischer Reisender, Alfred Russel Wallace, welcher die Indianerdörfer im südlichen Amerika, sowie Indien und Oceanien besucht hatte, vergleicht die Zustände Englands mit den Beobachtungen, welche er in seinem Verkehr mit jenen, wenigstens zum größten Theil noch uncivilisirten Völkern gemacht, und gelangt schließlich zu einem keineswegs günstigen Resultate; und was von England gilt, gilt mehr oder weniger auch von den übrigen Staaten Europa's: wir befinden uns, wie er meint, in einem Zustande socialer Barbarei. „Jene, sagt Wallace, welche der Meinung sind, unsere socialen Verhältnisse würden immer besser und vollkommener, werden obiges Wort für hart und übertrieben halten, mir aber scheint es das einzige Wort, welches auf uns angewendet werden kann. Wir (in England nämlich) sind das reichste Land der Welt, und doch besteht der zwanzigste Theil unserer Bevölkerung aus Gemeinde-Armen und der dreißigste Theil aus bekannten Verbrechern. Rechnen wir dazu die Verbrecher, welche unentdeckt bleiben, und die Armen, welche hauptsächlich von Privatalmosen leben, (das sich nach Dr. Hawkesley in London allein jährlich auf sieben Millionen Pfund Sterling beläuft), so können wir gewiß sein, daß mehr als ein Zehntel unserer Bevölkerung gegenwärtig aus Armen und Verbrechern besteht. Wir lassen diese beiden Klassen müßig oder halten sie an zu keineswegs einträglicher Arbeit, und jeder Verbrecher in unsern Gefängnissen kostet uns jährlich mehr, als der Lohn eines ehrlichen Arbeiters auf dem Lande beträgt. Wir lassen über 100,000 Personen, von denen wir wissen, daß sie keine andern Subsistenzmittel haben, als die sie sich durch das Verbrechen verschaffen, frei herumgehen und die Gesellschaft ausbeuten, und lassen viele tausend Kinder unter unsern Augen in der Unwissenheit und im Verbrechen aufwachsen, um die nächste Generation mit ausgebildeten Verbrechern zu versehen. Das aber kann ich in einem Lande, welches sich seines reißend zunehmenden Wohlstandes, seines ungeheuren Handels und seines riesenhaften Fabrikwesens, seiner mechanischen Fertigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnisse, seiner hohen Civilisation und seines reinen Christenthums rühmt, — nur einen Zustand socialer Barbarei nennen. Wir rühmen uns auch unserer Gerechtigkeitsliebe und daß das Gesetz gleichmäßig den Reichen wie den Armen beschützt, und doch behalten wir Geldbußen als eine Strafe bei und die allerersten Schritte, um Gerechtigkeit zu erlangen, müssen schon bezahlt werden, — für den Armen in beiden Fällen eine barbarische Ungerechtigkeit, oder eine Verweigerung der Gerechtigkeit. Ferner machen es unsere Gesetze möglich, daß nur durch Vernachlässigung einer legalen Form und gegen seinen Wunsch und seine Absicht das ganze Eigenthum eines Menschen auf einen Fremden übergehen kann, während seine eigenen Kinder leer ausgehen. Solche Fälle sind vorgekommen in Folge der Gesetze über die Vererbung von Landeigenthum; und daß eine solche unnatürliche Ungerechtigkeit unter uns vorkommen kann, beweist, daß wir uns in einem Zustand socialer Barbarei be-

finden. Noch ein Beispiel, um meinen Ausdruck zu rechtfertigen, und ich schließe. Wir gestatten absoluten Besitz von Grund und Boden in unserm Lande ohne gesetzliche Rechte, auf demselben zu existiren, und das der großen Majorität, die ihn nicht besitzt. Ein großer Gutsbesitzer kann gesetzlich sein ganzes Besitzthum in einen Wald oder ein Jagdrevier umwandeln und Jedermann fortjagen, der bisher darauf gelebt hat. In einem dichtbevölkerten Land, wie England, wo jeder Acker seinen Eigenthümer und seinen Besitzer hat, ist das eine Gewalt, seinen Mitmenschen auf gesetzlichem Wege zu Grunde zu richten; und daß solch eine Gewalt existirt und von Einzelnen, wenn auch in noch so geringem Grade, ausgeübt wird, zeigt an, daß wir bezüglich wahrer socialer Wissenschaft noch immer in einem Zustande der Barbarei leben. [1]) Und kann man nicht dasselbe von der Gesetzgebung und den gesetzgebenden Versammlungen so mancher modernen Staaten in Europa sagen? Welche barbarische Prinzipien, daß Macht vor Recht gehe, daß vor der Majestät des Gesetzes Alles sich beugen müsse, als wenn es nicht auch ungerechte Gesetze geben könne, daß alles Recht nur vom Staat ausgehe, daß Eltern moralisch und physisch gezwungen werden können, ihre Kinder in Schulen zu schicken, wo ihr Glaube und ihre Unschuld gefährdet ist u. s. w. Daß bei solchen und ähnlichen Principien, wenn sie ihre practische Anwendung finden, weder wahre religiöse, noch wahre politische, noch wahre sociale Freiheit bestehen könne, wird wohl Niemand läugnen, der anders den Worten noch ihre natürliche Bedeutung läßt; daß aber jene Principien in aller Herren Länder bereits mehr oder minder practische Geltung erlangt haben, ist eine durch die tägliche Erfahrung bereits bestätigte Thatsache: folglich wird auch nicht bestritten werden können, daß wir uns in Europa bei allem Glanz unserer so hochgerühmten Civilisation mitten im Zustand ocialer Barbarei befinden.

Es entsteht nun die Frage, ob es wohl eine Macht gibt, welche nicht blos Willens, sondern auch wirklich im Stande ist, dieser socialen Barbarei Einhalt zu thun und für die Völker Europa's wieder gesunde und normale Zustände herbeizuführen

[1]) Alfred Russel Wallace, the Malay Archipelago. London 1869. 2d edit. vol. II. 285 sequ.

Es sind aber der Mächte drei, welche auf solche Heilkunst Anspruch machen: der Staat, die Wissenschaft und die Kirche. Wir wollen in Kürze noch sehen, welche dieser drei Mächte den gegründetsten Anspruch erheben kann, müssen aber zuerst noch die Krankheit selbst ins Auge fassen, um desto sicherer beurtheilen zu können, wer sie am ersten heilen dürfte.

Unter socialer Barbarei verstehen wir solche staatliche Zustände, welche dem religiös gesinnten und redlichen Bürger den Aufenthalt in einem Staate entweder außerordentlich verleiden, oder geradezu unmöglich machen, weil ihm nicht blos die Erreichung seiner höchsten und ewigen Bestimmung, sondern selbst die vernünftige Anstrebung zeitlicher Wohlfahrt in unbilliger Weise erschwert wird. Wenn in einem Staate jede religiöse oder irreligiöse Meinung zum Ausdruck kommen kann und nur die Eine Religion geächtet ist, welche noch immer unter allen christlichen Bekenntnissen nicht nur das höchste Alter, sondern auch die meisten und vollgiltigsten Zeugnisse für ihre Wahrheit und ihren göttlichen Ursprung aufzuweisen hat, — wenn in einem Staate Recht und Gerechtigkeit nicht mehr nach den eigenen Principien der natürlichen oder geoffenbarten Religion, sondern nach der launenhaften Willkür entweder eines Einzelnen, oder einer sog. parlamentarischen Majorität verwaltet wird, — wenn in einem Staate irgend ein geriebener Betrüger, oder auch eine Gesellschaft von Männern, welche es von vornherein auf die Ausbeutung ihrer Mitmenschen abgesehen haben, ganz auf legalem Wege den redlichen Bürger um seine Habe und Tausende von armen Dienstboten um ihren sauer erworbenen Sparpfennig bringen kann, — wenn in einem Staate ganze Banden schamloser Wucherer unter den Augen einer für manche andere Dinge außerordentlich wachsamen Polizei die Noth ihrer Mitmenschen ausnützen können, um sich selbst zu bereichern, — wenn in einem Staate der Arme, der Schwache dem Gewaltigen gegenüber schutzlos dasteht, oder nur mit Kosten zu seinem Rechte kommen kann, welche für ihn unerschwinglich sind, — wenn man in einem Staate die Eltern physisch oder moralisch zwingen kann, ihre Kinder in Schulen zu schicken, deren ganze Einrichtung derartig ist, daß gewissenhafte Eltern das Theuerste, was sie haben und wofür sie einst Gott verantwortlich sind, denselben mit gutem Gewissen nicht anvertrauen können, — wenn überhaupt in einem Staate

dem Bösen alle nur mögliche Freiheit gestattet, die freie Entwicklung des Guten dagegen in jeglicher Weise gehindert wird, und wenn die Entscheidung darüber, was gut und bös ist, in den Händen des heut zu Tage meist religionslosen Staates liegt, — dann kann man wohl mit gutem Grunde sagen, daß ein solcher Staat sich im Zustand socialer Barbarei befinde, mag auch seine Außenseite noch so glänzend erscheinen.

Solche Barbarei zu beseitigen, reicht aber der moderne Staat nicht hin, im Gegentheil, er gerade ist es ja, der sie herbeiführt, wo sie besteht, der sie aufrecht erhält, wo man ihr ein Ende machen will, und der ihre Herrschaft überall dauernd zu machen bemüht ist. Fast alle Staaten Europa's sind bereits eine Beute des Liberalismus geworden, wenn nicht der eine oder der andere schon nahezu von der Revolution beherrscht wird. „Der Liberalismus, sagt Dr. Bohl, ist eine fast Alles beherrschende Macht in Europa geworden." Er hat sich der Diplomatie, der Regierungskollegien, der Magistratur, der Gesetzgebung und des Unterrichts, überhaupt all' dessen bemächtigt, was Einfluß auf Geist und Herz der Menschheit ausübt; unter der Losung der Freiheit hat er Alle zur Sklaverei gebracht; den Frieden predigend, entzündet er das Feuer der Zwietracht in der Familie, im Staate, unter den Nationen; indem er Toleranz als ersten Grundsatz aufstellt, ist er selbst die Personifizirung der fortgeschrittensten Intoleranz; er verheißt Aufklärung und bietet Stumpfsinn, er will den Glauben eines Jeden achten und sein Evangelium ist Unglaube und Revolution, er beschämt selbst seine Vorgängerin des 18. Jahrhunderts im Hasse gegen die Religion. [1]) Und ein von diesem Liberalismus durchsäuerter und gegängelter Staat sollte nicht geraden Wegs zur socialen Barbarei führen, statt ihr zu steuern? Allerdings tritt der Liberalismus nicht überall und nicht immer in seiner scheußlichen Nacktheit auf; Lüge und Heuchelei ist ihm längst zur zweiten Natur geworden. Er will den Staat von der Kirche trennen und strebt diese Trennung an mit aller Gewalt, aber nicht etwa, um die Kirche dann frei zu geben, sondern nur um die blasphemische Allmacht des Staates

[1]) Die Religion vom politisch-juridischen Standpunkte. Deutsch bearbeitet von Ferd. Grimmelt. Paderborn 1874. S. 338. Ein sehr empfehlenswerthes Buch.

zu proclamiren und die Kirche zu tyranniſiren, d. h. sich selbst zum Herrn der Gewissen der Unterthanen zu machen, oder mit anderen Worten, sich die Rechte Gottes über den Menschen anzumaßen. Er will die Kirche von der Schule trennen und erklärt letztere für seine ausschließliche Domäne unter dem Vorwand, sie zu heben und Aufklärung und Bildung unter das Volk zu bringen, in der That aber nur, um desto sicherer sein Ziel, die Vernichtung der christlichen Religion und damit auch aller christlichen Civilisation zu erreichen. Doch wozu noch eine weitere Characteristik des Liberalismus oder des von demselben beherrschten Staates? Das Angeführte genügt, um behaupten zu können, daß dieser moderne Staat, dieser Staat ohne Gott und Religion nicht im Stande ist, der socialen Barbarei Einhalt zu thun; ja er kann nicht einmal Willens sein, auch nur den Versuch hiezu zu machen, da er ja seinen Principien entsagen, d. h. sich selbst zuerst vernichten müßte, ehe er daran denken könnte, Hand ans Werk zu legen.

So wenig der Staat ohne Gott, ebenso wenig wird der Staat im Bunde mit dem Schisma oder Häresie im Stande sein, selbst wenn er Willens wäre, die sociale Barbarei im obigen Sinne des Wortes hintanzuhalten und in Recht und Gerechtigkeit geordnete Zustände herbeizuführen. Nur die wahre, von Gott stammende Religion hat einen wahrhaft civilisatorischen Beruf, wenn wir unter Civilisation die geistig-sittliche Hebung des Volkes und nicht blos die materielle Macht und den äußeren Glanz verstehen wollen. Nun aber sind Schisma und Häresie an sich schon revolutionärer Natur und können als Religion nur in dem Grad noch civilisatorisch einwirken, als sie sich mehr oder minder von der wahren Religion bewahrt haben, denn der Geist der Lüge und der Empörung kann niemals Gutes schaffen. Folglich wird auch ein Staat, der sich mit der Häresie oder dem Schisma verbindet und vielleicht gar indentificirt, bei voller Freiheit der Action niemals einen allseitig veredelnden Einfluß ausüben können, im Gegentheil in gar mancher Beziehung Zustände herbeiführen müssen, welche sich von wirklicher Barbarei wenig unterscheiden. Beweise hiefür liegen mehr als zur Genüge in der schmachvollen Behandlung, welche Irland durch Jahrhunderte von Seite Englands erfahren, in den barbarischen Gesetzen, welche jetzt noch Preußen gegen seine katholischen Unterthanen

erläßt und in der Grausamkeit, womit Rußland gegen die katholische Kirche vorgeht, so weit es dieselbe erreichen kann, während in allen diesen Reichen die eigenen protestantischen oder schismatischen, zum Theil selbst heidnischen Unterthanen mehr als hinreichenden Stoff zur civilisatorischen Thätigkeit bieten würden, die civilisatorischen Versuche aber, welche Häresie und Schisma unter den verschiedensten heidnischen Völkern gewagt, bisher mit merkwürdiger Unfruchtbarkeit geschlagen waren.

Was dem Staate in seiner Entfremdung von Gott und der Kirche nicht gelingt, kann ebensowenig der modernen, nicht minder Gott und der Kirche entfremdeten Wissenschaft gelingen, so fest sie auch in ihrem Hochmuth glaubt, alle Schäden der Menschheit heilen zu können. Gewiß wird Niemand leugnen wollen, daß wahre Wissenschaft, wenn frei und ungehindert in ihrem Wirken, auf einzelne Menschen sowohl, wie auf ganze Völker einen veredelnden Einfluß üben kann und wird, weil eben wahre Wissenschaft zu Gott, dem Urquell aller Wahrheit und alles Glückes hinführt; allein die moderne Wissenschaft hat in beinahe all ihren Zweigen die ausgesprochene Tendenz, ihre Wege ohne Gott zu gehen, sie gleicht dem Schiff, das auf sturmbewegtem Meere ohne Steuer und Compaß herumgetrieben wird, und wer möchte einem solchen Fahrzeug sein Leben anvertrauen? Oder sollte die moderne Philosophie, vielleicht gar „die Philosophie des Unbewußten," die Wohlfahrt der Nationen fördern? Allein, „die ganze moderne Philosophie, sagt W. Menzel, ist ein bewußter Abfall von der geoffenbarten Wahrheit, ein Ignoriren derselben oder ein Kampf gegen dieselbe, ein geheimer oder offener Krieg gegen Gott [1])". Und in der That hat Hegel bereits Gott entthront und an dessen Stelle den Staat gesetzt, d. h. die Gewissenstyrannei und Revolution permament gemacht. Hören wir hierüber den eben erwähnten Schriftsteller, der in seiner drastischen Weise also schreibt: „Die Philosophie der Zeit bedroht ihre zahlreichen Anhänger mit einer geistigen und sittlichen Verwilderung, die nicht anders als in einer blutigen Revolution sich selbst bestrafen kann. Die Philosophie, welche sich rühmt, die Bildung des menschlichen Geschlechtes absolut vollendet zu

[1]) Kritik des modernen Zeitbewußtseins. 2. Aufl. Frankfurt a/M. 1873. Seite 138.

haben, hat in der That nur der innersten Gemeinheit und Frechheit der menschlichen Natur Ausdruck und Waffen geliehen, sich gegen alles, was edel ist, zu empören. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat sieht man die Wellen des Pöbelmeeres anschwellen, welches gegen die riesigen Steintafeln der zehn Gebote antobt, um das uralte Gesetz auf Erden zu vertilgen und dafür den neuen Code noir der befreiten Gottessklaven einzuführen, der da lautet: du sollst keinen anderen Gott haben neben dir, — du sollst den Namen Gott nicht unnütz brauchen, indem du ihn einem Andern gibst, als dir selbst, — du sollst alle Tage zu Feiertagen, oder blauen Montagen machen, nicht mehr arbeiten, sondern die Reichen plündern und bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte machen, — du sollst Vater und Mutter verachten, denn sie sind voller Vorurtheile und Schwächen der alten Zeit, und nur die Jugend hat Vernunft, — du sollst tödten alle, die dem Fortschritt im Wege stehen, — du sollst ehebrechen und überhaupt die Ehe, als eine lästige Fessel, ganz abschaffen, — du sollst stehlen, weil du dadurch nur dem allgemeinen Menschenwohl dienst, das kein Privateigenthum gestattet, — du sollst falsch Zeugniß reden, denn sonst gäbe es keine Preßfreiheit, — du sollst gelüsten nach deines Nächsten Haus, Weib, Magd und Allem, was sein ist, — du sollst gelüsten nach Gottes Herrlichkeit selbst, ihn von seinem alten Throne stürzen und dich hineinsetzen."[2]) Alle diese neuen Gebote sind wörtlich in den tonangebenden Schriften der jungen Zeit enthalten und bilden die Summe ihrer socialen Weisheit, diese aber führt sicher geraden Wegs zur socialen Barbarei, statt die Menschheit von derselben zu befreien.

Andere möchten das Heil von dem Fortschritt in den Naturwissenschaften erwarten. Aber auch dieser Zweig der Forschung und des Wissens ist bereits dem Fluch der Gottentfremdung verfallen. Schon findet man in Dorfschulen als Lehrer und Jugendbildner die ausgesprochensten Materialisten, welche ihren Stolz darein setzen, daß sie potenzirte Affen sind. Seitdem aber die neuesten Resultate der modernen Naturforschung, die Gottesleugnung und der crasseste Materialismus aus den Hörsälen auf die Straße sich fortgepflanzt, haben Verbrechen, Laster aller Art,

[2]) W. Menzel a. a. O. S. 37, f.

Wahnsinn und Selbstmord in einer Weise zugenommen, daß man selbst im heidnischen Alterthum schwerlich eine Parallele finden wird. Und eine solche Wissenschaft, welche den Menschen zum Thiere erniedrigt, indem sie ihn jeden Gedanken an Gott, an Unsterblichkeit, an Lohn und Strafe in einem anderen Leben von sich weisen lehrt, sollte berufen sein, die von ihr selbst herbeigeführte sociale Barbarei in einen Zustand ungetrübten Glückes umzuwandeln! Und die Geschichte, was ist sie, die eine Lehrerin des Lebens sein sollte, in den Händen der sog. wissenschaftlichen Geschichtsbaumeister geworden? Ein Arsenal der Lüge und Verleumdung, sowie des Hasses gegen Gott und das Christenthum. So hat sich der Unglaube und Materialismus aller Gebiete der modernen Wissenschaft bemächtigt und keinem denkenden Menschen kann es in den Sinn kommen, von einer solchen Wissenschaft die Förderung des geistigen und materiellen Wohles der Völker zu erwarten.

Nur die katholische Kirche als die einzige Trägerin der wahren Religion hat sich auch als die einzige Trägerin wahrer Civilisation erwiesen. Man vergleiche die religiösen, sittlichen und socialen Zustände Europa's im 5. und 6. Jahrhundert mit denen am Ausgang des Mittelalters, man bedenke, welche Hindernisse die Kirche zu überwinden, welche Kämpfe sie zu bestehen hatte, man vergesse nicht, daß der Clerus und namentlich die Mönche den hervorragendsten Antheil an der Civilisirung der Völker Europa's genommen, dann wird man nicht umhin können, es gerechtfertigt zu finden, wenn ein bereits angeführter neuerer Schriftsteller sagt: „Als leuchtender Beweis für die schöpferische Kraft der Religion steht das Mittelalter da, in welchem sie allein die Retterin der Gesellschaft geworden ist. Gott hat da gezeigt, daß, während alle materiellen Mächte das Böse wollten und thaten, die Religion inmitten der gewaltigsten Erschütterungen ihrem Berufe unerschütterlich treu blieb, das Gute zu verbreiten und zur Blüthe zu bringen. Woher dann der dreiste Versuch moderner Aufklärung, dieses Mittelalter stets als einen Ankläger gegen die Kirche ins Treffen zu schicken? Beruht es auf Unkunde oder Böswilligkeit, wenn man die Barbarei jener Zeiten auf Rechnung derselben stellt? Bedürfte es irgend eines Beweises der Göttlichkeit, der ausschließlichen Macht der Kirche, die Menschheit in der äußersten Noth zu retten, das

Wohl der Völker trotz der größten Hindernisse zu befördern, dann würde gerade das Mittelalter ihn liefern können. Damals war der ungezügelte Mensch, die rohe Materie entfesselt, er trat überall vernichtend auf, riß Alles nieder und zeigte so recht seine Ohnmacht, wieder aufzubauen, und damals im Augenblicke, wo fast Alles verloren war, hat die Religion die Welt errettet[1])."

Und dieselbe katholische Religion, welche die Barbaren des Nordens in Europa zu gesitteten und civilisirten Völkern umschuf, hat die noch tiefer gesunkenen Indianer im südlichen Amerika zu friedlichen und glücklichen Bewohnern von Dörfern umgestaltet und unter ihnen sociale Zustände geschaffen, wie sie die Welt bis dahin vollkommener noch nicht gesehen. Fragen wir aber, wie sie das herrliche Werk vollbracht, so wird uns keine andere Antwort gegeben werden können, als die: Sie ist eben göttlichen Ursprungs und war frei, um gegenüber der gefallenen Natur des Menschen ihre ganze heiligende und zugleich civilisirende Macht entfalten zu können. Obwohl Unterthan der spanischen Krone und verpflichtet, einen jährlichen Tribut an dieselbe zu entrichten und im Falle der Noth gegen die Feinde der spanischen Colonien Kriegsdienste zu leisten, erfreuten sich die Reductionen der vollständigsten Autonomie und Selbstverwaltung, die man nur denken kann, und darum war auch der Missionär als Oberhaupt jeder solchen kleinen Respublica frei und ungehindert vor Allem in der Ausübung seines geistlichen Amtes. Die spanische Regierung war weit entfernt, von den Obern der Jesuiten zu verlangen, daß sie nur Spanier in jene guaranischen Missionen schicken sollten, aus eitler Furcht etwa, dieselben möchten der spanischen Krone abwendig gemacht werden; sie überließ es diesen Obern, eben die tauglichsten Männer hiefür auszuwählen, und in der That sehen wir in diesen südamerikanischen Reductionen Spanier, Deutsche, Italiener, Engländer u. s. w. thätig, ohne daß Spanien dabei irgendwie zu Schaden gekommen wäre: man war damals noch nicht so außerordentlich national, oder wenn man will, so unkatholisch, um die politischen Behörden anzuweisen, darauf zu sehen, daß ja kein katholischer Priester, der nicht spanischer Staatsbürger wäre, auf spanischem Boden irgend welche seelsorgsamtliche Verrichtung vornehme. Der Missionär war frei in der Ver-

[1]) Dr. J. Bohl, a. a. O. S. 208.

kündung der katholischen Lehre, in der Feier des Gottesdienstes, in der Spendung der hl. Sacramente, in der Anordnung der kirchlichen Feste und Fasten und in der Handhabung der kirchlichen Disciplin; keine weltliche Behörde stand ihm eifersüchtig oder nergelnd im Wege. Namentlich war aber damals der Staat noch vernünftig genug, um nicht den Generalschulmeister für alle seine Unterthanen machen zu wollen; man betrachtete die Schule als das, was sie von jeher gewesen, als ein Annexum der Kirche und der Missionär in den Reductionen war vollkommen Herr in der von ihm gegründeten und geleiteten Schule, um mittelst derselben eine wahrhaft christliche Jugend heranbilden zu können. Natürlich waren denn auch die Missionäre, von denen gar manche bereits academische Lehrstühle mit Ehren eingenommen hatten, bei ihrem Unterricht vor Allem darauf bedacht, in ihren Schulen nicht blos gute Christen, sondern auch taugliche Glieder der Gemeinde zu erziehen. Damit aber und überhaupt mit der freien Bewegung der Kirche war auch dem Staat der größte Dienst geleistet.

Endlich, da jede Reduction ein Gemeinwesen für sich und zwar mit theokratischer Verfassung bildete, und da die spanische Regierung diesen Reductionen das freieste Recht der Selbstverwaltung ließ, so war es natürlich, daß nicht bloß jeder Conflict zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, oder jeder s. g. Culturkampf unmöglich wurde, ohne daß deßwegen gerade die Cultur Schaden gelitten hätte, sondern es wirkten auch beide Gewalten, weil in Einer Person vereinigt, obgleich die weltliche Gewalt durch eigene Organe ausgeübt wurde, in vollkommenster Harmonie zusammen, um ihre Untergebenen vor Allem ihren ewigen Bestimmungen entgegenzuführen, sie aber auch, so weit es möglich ist, bereits hier auf Erden glücklich zu machen. Wir haben gesehen und gehört, wie weit das Eine und das Andere den Missionären gelungen. Freilich waren dieselben darauf bedacht, jede Gefahr für den Glauben und die Sittenreinheit ihrer christlichen Indianer von ihnen ferne zu halten, und ruhten nicht mit ihren Bitten und Vorstellungen, bis ihre deßhalb vorgeschlagenen Maßregeln die königliche Bestätigung erhielten; sie kannten allzu gut die Einwirkung des bösen Beispieles und es gab der Spanier leider nur allzu viele, deren Leben keineswegs nach den Vorschriften der christlichen Religion eingerichtet war.

Darum überwachten sie aufs strengste den Verkehr der Spanier mit den Bewohnern einer Reduction; darum waren die Truppen einer Reduction, wenn sie in den Krieg zu ziehen hatten, immer von einem Missionär begleitet, der ein scharfes Auge auf sie hatte, obwohl sie gewöhnlich selbst schon den Verkehr mit Fremden vermieden; darum wurden sogar Besucher aus anderen Reductionen nur zugelassen, wenn sie mit Empfehlungsschreiben ihrer Missionäre versehen waren, im Falle man sie nicht ohnehin schon kannte. Allerdings widerstreitet ein solches Vorgehen den modernen Principien der Freizügigkeit; allein es wäre eben noch die Frage, ob nicht gerade in den Ländern, in welchen sonst jene Principien galten, so Manches geschieht, was denselben widerspricht; wenigstens hat das Verfahren der Missionäre in den Reductionen die größere Consequenz, den vernünftigeren Grund und den glücklicheren Erfolg für sich.

Hand in Hand mit der Ueberwachung der christlichen Indianer in ihrem Verkehr mit Fremden ging die strengste Ueberwachung derselben innerhalb der Reductionen selbst; doch hatte diese Aufsicht nicht jenen modern-bureaukratischen oder polizeimäßigen Character, der sie selbst den Gutgesinnten verhaßt machen könnte, sondern vielmehr ein väterliches Gepräge, das den Missionären eher die Liebe und den Dank ihrer Untergebenen gewann. Die oberste Aufsicht über Alle, Vorgesetzte wie Untergebene, führten die Missionäre selbst, es gab aber noch besondere Aufseher über die Kinder und jungen Leute, Aufseher in den Werkstätten und bei den Feldarbeiten; die Kaziken hatten zu wachen über die ihnen untergebenen Familien, die Alcalden wieder über die Kaziken selbst und über den vorgeschriebenen Besuch des Gottesdienstes von Seite der Familienväter und Familienmütter, die Corregidoren über die Ruhe und Ordnung namentlich bei Nacht, der Procurator über die Vorrathshäuser und die Vertheilung des Nöthigen unter die Bewohner einer Reduction u. s. w. und da alle diese Aufsichtsorgane im täglichen Verkehr mit dem ersten der Missionäre standen, so war leicht ein einziger katholischer Priester hinreichend, ein Gemeinwesen von 3—6,000 Seelen und darüber ohne weitere Kosten in einer Weise zu regieren und zu verwalten, wie man es im hochgebildeten Europa mit dem größten Kostenaufwand und einem complicirten Regierungs- und Verwaltungsapparat nicht zu Stande bringt.

Es könnte nun allerdings und zwar mit Recht nur ein mitleidiges Lächeln erregen, wenn man den civilisirten Völkern Europa's zumuthen wollte, ihre Gemeinde- und Staatsangelegenheiten in ähnlicher Weise besorgen zu lassen, wie es in den südamerikanischen Reductionen geschah; allein bei dem mehr überhand nehmenden socialen Elend mit all seinen traurigen Folgen dürfte es doch gestattet sein, einen Vorschlag zu machen, für dessen Vernünftigkeit und praktischen Werth eine mehr als tausendjährige Erfahrung spricht. Daß die nichtkatholischen und selbst die katholischen Staaten seit dem großen Abfall von der Kirche im 16. Jahrhundert weder in religiöser noch in socialer Beziehung irgend wesentliche Fortschritte, im Gegentheil vielmehr Rückschritte gemacht, ergibt sich schon daraus, daß man seither alles Mögliche und Unmögliche versucht hat, um den früher auch auf die zeitliche Wohlfahrt der Völker geübten Einfluß der nun verleugneten Kirche zu ersetzen, daß man aber bis jetzt noch kein wirksames Surrogat dafür gefunden. Man versuchte es mit dem Protestantismus und seinen zahllosen Schattirungen, mit dem Gallicanismus und Jansenismus, mit der sog. Philosophie des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts, mit den Oeconomisten der früheren und der neueren Zeit, mit der modernen Wissenschaft und dem Materialismus, mit der Revolution, mit dem Communismus und Socialismus, aber nichts von allen hat den Verfall der Völker aufhalten können, vielmehr denselben nur beschleunigt. Nur mit der katholischen Kirche hat man es diese drei Jahrhunderte noch nicht ernstlich versucht. Und doch ist gerade sie es, welche ungeachtet all der Fesseln, die man ihr anlegt, ungeachtet all des Raubes, den man an ihr verübt, ungeachtet all der Verfolgungen, denen man sie aussetzt, wenigstens so viel noch verhindert hat, daß die europäische Menschheit nicht ganz und gar in eine bodenlose Tiefe gesunken ist. Wohlan, nachdem jeder andere Versnch gescheitert, man versuche es einmal ehrlich und aufrichtig mit der Kirche: man gebe sie frei und lasse sie wenigstens wirken als die freie Tochter des Himmels, wenn man sie auch in ihrer Thätigkeit nicht sogleich unterstützen will, und wir können uns auf das Zeugniß der Geschichte berufen, sie wird noch einmal in religiöser wie in socialer Beziehung das Angesicht der Erde erneuern.

COLUMBIA UNIVERSITY
0026052121

932.5
K79